

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 9

September 1930

Jahrgang VII

Ludwig Meidner: Selbstbildnis



Gruß an Schlesien

Von Ludwig Meidner

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß viele meiner Bekannten in Berlin, Künstler oder Literaten, wenn ich sie nach ihrem Geburtsort befrage, zumeist mit abwehrender oder leicht wegwerfender Gebärde antworten, als ob sie sich ihrer Heimat schämten und die Tatsache, daß sie geborene Provinzler und Kleinstädter seien, nicht gerne wahr haben möchten. Mir selber liegt solches Sichschämen ganz fern, ja, die Herkunft aus einem Städtlein des Kreises Oels ist immer etwas Wesentliches gewesen für mich; ich nenne mich gern einen mittelschlesischen Patrioten und könnte nimmer das Bild der Heimat aus dem Herzen tilgen oder lau von ihr denken oder gar Schlechtes reden über sie, denn ich weiß, daß meiner Seele bester Teil nicht unberührt blieb von den Strahlen der Heimaterde, daß er den heißen Stempel ihres Geistes aufgedrückt bekam, und jedesmal, wenn ich wieder einkehre bei ihr, ihre feuchtkalte Luft einatme unter dem tiefhängenden Regenhimmel und diese verkrochenen, nüchternen Gassen durchschreite, dann wird es mir verwundert klar, wie dies alles ähnlich ist den Bildern und Träumen und all dem, was ein heimliches Leben führt in mir seit undenklichen Tagen,

und wie sehr es auch verwandt ist allen meinen gemalten und geschriebenen Arbeiten; ja, diese trübe Farbe, diese grämliche Enge und Erdschwere habe ich von meiner Heimat mitbekommen und kann sie nimmer aus meinem Wesen herausreißen, und wenn ich andere beneidete, weil sie unbekümmerter, heiterer, kühner, mit mehr Formgefühl, Sinnlichkeit und Anmut ihrer künstlerischen Arbeit oblagen, dann kam mir sogleich jenes Städtlein in den Sinn, von dem ich mich zeitlebens nicht werde frei machen können.

Als ich vor Jahren einmal nach meinem Geburtsort reiste und von fern, vom Kupefenster aus, seiner ansichtig ward, da hörte ich plötzlich, trotz allen Lärmes meiner Umgebung, eine heilige Stimme singen einen wundersamen Gesang. Sie sang mit einer Verklärtheit, daß es dem Hörer unsäglich ins Herze schnitt, und wer solche Weise einmal gehört hat, der weiß, wie man zuhört, wenn die unsichtbare Welt für eine kleine Weile ihre Pforten aufzut. Es gibt Erlebnisse magischer Natur, Gesichte, Einsprachen, innere Stimmen, Prophetien, an welche heutigentags kaum einer noch glauben mag; manchem jedoch sind sie geläufig, ja, etwas alltägliches, und wenn ich auch nicht behaupten kann, daß ich selber zu solchen Auserwählten gehöre, so ward mir das Geschenk, jenem Lobgesang noch ein zweites Mal lauschen zu dürfen, und wiederum bei einem Besuch, als der Zug meinem Städtlein sich näherte. Beide Male wußte ich keine Deutung dafür, und erst viel später verstand ich, ganz plötzlich, bei einer ganz anderen Gelegenheit, den Sinn jenes Lobgesanges, daß ich fortan die Heimat und alle ihre Besonderheiten hoch in Ehren hielt und ihren Segen spürte in jeglichem Ding, das mir zuströmte von ihr.

So grüße ich auch heute, da ich fern weile, mit sehnsüchtigem Gruß, jene milden, leis verschleierten Ebenen, rechts der Oder, die in großer Fruchtbarkeit daliegen, mit Kornfeldern, stillen Föhrenwäldern und spärlichen Wasserläufen, jene Gegend von Trebnitz, Oels, Namslau, südwärts, bis nach Ohlau und Brieg hin, die einen etwas anderen Charakter hat als das Land links der Oder, schon etwas norddeutscher anmutet, aber wiederum auch von einer leisen, schlesischen Verträumtheit überhaucht ist. Mag auch diese Landschaft an vielen Stellen gelitten haben seit meinen Kindheitstagen, mag sie einförmiger und blasser geworden sein, der alten Gehölze und Haine beraubt, der Windmühlen und umsponnenen Bauernhäuser, so verlor sie nimmer ihre eigentümliche Atmosphäre, ihre farbigen Sonnenuntergänge und das romantische Spiel des Gewölks über den nächtlichen Wiesen, und wenn ich dann das Städtlein herausnehme, wo ich solange mich tummelte und meine Träume vergrub, dieses kleine Bernstadt, mit dem ergrauten, unschönen, verwahrlosten, dennoch so traulichen Werktagseinerlei, einer uralten, klotzigen Backsteinkirche und dem barocken Schloßturm, von dem in den Dämmerungen Eulen niederstürzen in waghalsigem Flug — wenn ich an all das denke, dann weiß ich, was ich der Heimatflur ewig schulde und immer wieder erhoffe von ihr: zu empfangen von ihrem Überfluß Feuchte und Tau, Krume und Salz von ihrer nahrhaften Speise und auch ein wenig Glut vom Feuer, das bei ihr brennt, denn in der Heimat brennt ein verborgenes Feuer, von dem nur wenige wissen.

Wer hat nicht Sinn für den Zauber des Malerischen und Poetischen in der sichtbaren Welt, wer schmeckt nicht mit dem Herzen die Süßigkeit der Erscheinungen —! denn der ist kein ganzer Mensch und nicht Gefäß und Wein und kein voller Klang, der nicht schauen, einatmen, ahnungsvoll horchen, hinhören, erstaunt inne halten und sich erfreuen kann an der Vielgestalt des Rundherum. Für mich aber ist dies wie ein Wandeln in Geheimnissen, wenn

**Ludwig Meidner:
Frauenkopf (Radierung)**

ich jeden Sommer nach Hause komme und gänzlich im Sehen und Betrachten meine Tage vergeude.

Gebt mir einen dieser nassen Juniregentage in meiner Vaterstadt und sein heiteres, frisches Geplätscher — das ist mit das Schönste des Frühsommers; aber auch seine Klarheit hat etwas Beschwichtigendes, die in den Stunden vor Abend über der Landschaft ausgebreitet liegt. Ein Gang am Weidefluß entlang, wo scharf der Wind fährt durch hohe Erlen und Krähen in schreienden Scharen niedertauchen in die Wiesen — oder in der Dämmerung auf der einsamen Chaussee wandern, bei der Zuckerfabrik, wo etwas Leergebranntes, ein kahler, trübseliger Ton über die Landschaft schleicht — oder einsame Wege zu durchstreifen im Frühlichtschein, um der lebendigen Stille zu lauschen und die ersten Rauchwölkchen zu erspähen — oder in den Hintergassen zu spazieren, zwischen auffälligem Gemäuer, wo ein Geruch aufsteigt, der nicht gerade fein ist, dennoch heimatlich — das alles sind Begegnungen, die mit tiefer Hingabe nur in der Heimat erlebt werden. Und hier, in der Heimat, komme ich jedesmal zu mir selber. Ganz anders, wie in der Fremde, koste ich den tröstenden Honigseim der Einsamkeit und dort ist wahrhaftes Leben, wo Besinnung und Ehrlichkeit mit sich selber,



**Ludwig Meidner: Bildnis eines
jungen Mannes (Radierung)**



Ludwig Meidner:
Landschaft (1925)
Radierung

die Menschenseele heraushebt aus dem Staube dumpfen Dahinlebens. Hier auch vermeint man nur leise einen Wiederhall zu spüren von den Wehen einer werdenden Epoche — nichts schreckt uns aus der Stille auf, als die Notschreie und die Zwiespältigkeit des eigenen Gewissens.

Du aber, mittelschlesische Ebene, nimm uns immer wieder an, die wir fern von dir weilen müssen, denn wir sind nicht Erkältete oder Herzlose, und höhnen nicht und entrüsten uns nicht, und ob dir gleich manche Schönheiten genommen wurden, so vermindert das nimmermehr unsere tiefe Neigung zu dir; unser Bestes ist zu aller Zeit eins mit deinem Atmen und dem würzigen Wind. Wenn du im Schimmer und Dunst des Nachmittags in die Weiten strebst, lang hinziehst der zartgetönten Wolken Flor zu windstillen Fernen, wo Polens Lande verdämmern — wenn deine Städtlein in Gebüsch versteckt daliegen und ihre Bahnhofsglocken darüber mit heiterem Läuten verwehen und die Felder nicht leer sind vom versehnten, fahlen Grün des Herbstes, dann sind wir nicht als hastende Wanderer bei dir zu Gäste, sondern als Söhne deiner Wehmut und Träumerei. Uns will bedünken, daß jede Stunde, die wir deiner harren, in ungeliebter Fremde, nicht leere Sehnsüchtelei, sondern eine reine Stunde ist, daß wir noch Besitzende sind, wo alles stürzt und entgleitet, daß wir zarte Genießende sind, wo Genuß verroht und vergiftet ward. Alle berühmten Gegenden der Welt mögen ihre Schönheiten behalten, wir aber möchten ihnen nimmer den Vorrang einräumen vor dir. Mag die Durchdringung aller Dinge mit dem Technischen immer weitere Gebiete ergreifen, die Entgeistigung immer tödlicher werden, im zermalmenden Sturm der Weltstadt, wo wir weilen müssen — der Gedanke, daß du noch bist, Heimerde, noch nicht zerstört, noch nicht abtrünnig, noch unversehrt in deiner — Seele dies durchläutert unser Werktagstreiben und macht das Fernsein leicht.

Lisa und der Pascha

Novelle von Gerhard Menzel

In einer Herrengesellschaft im Hause des Doktor B. kam eines Abends das Gespräch auf das damals neue Schauspiel Gerhart Hauptmanns: „Dorothea Angermann“, das ein paar Tage zuvor im Deutschen Theater zum ersten Male gespielt worden war. Wir Jüngeren beeilten uns, das Stück mit ein paar Worten abzutun. Denn wir wußten nichts mit ihm anzufangen. Als uns jedoch die Taktik des Abtuns fehlschlug — ein bekannter Kritiker sprach ganz hartnäckig über das Stück, und es kam sogar zu einer lebhaften Auseinandersetzung über das „Problem“ — ereiferten wir uns, zu beweisen, daß doch der Vorwurf des Dramas ganz und gar unmodern sei, daß er sozusagen für die heutige Welt nicht mehr existiere. Wir behaupteten, es sei uns völlig unverständlich, wie man aus einem so veralteten „Problem“, wie es das der Virginität sei, überhaupt einen dramatischen Konflikt schaffen könne. Solche Erscheinungen, sagten wir, seien der trübsten und verlogenen Zeit des neunzehnten Jahrhunderts vorbehalten gewesen, wir aber wollten mit derlei Traurigkeiten, die für die Männer nur blamabel wären, nichts zu tun haben usw. Als wir so eine halbe Stunde geredet hatten und schon glaubten, alle Anwesenden müßten nun von unseren Ausführungen überzeugt sein, fing mit einem Male der berühmte S., der „Liszt des zwanzigsten Jahrhunderts“, der bisher den Mund nicht aufgetan hatte, zu reden an.

„Sie sagen, meine Herren“, und er wandte sich mit diesen Worten lächelnd und ruhig uns zu (diese Ruhe und dieses Lächeln ärgerte uns sofort), „Sie sagen, daß das alles veraltet sei, daß die Virginität ein lächerlicher und alberner, heute nicht mehr wichtiger Begriff sei, Sie glauben also, wenn ich Sie recht verstanden habe, daß sie in unserem jetzigen Zeitalter gar keine Rolle mehr spiele?“ Er verbeugte sich bei dem Worte „Zeitalter“, als wüßte er, uns eine Reverenz zu machen. Das kam selbstverständlich ganz ironisch heraus.

„Ja natürlich“, riefen wir, außer uns, so unerwartet noch auf einen Widerstand zu stoßen, „eben das glauben wir, selbstverständlich ist das bei allen aufgeklärten Menschen so. Der Fall ist indiskutabel, ganz einfach indiskutabel.“

„Sie überschätzen die Menschen“, sagte S., ohne die Stimme zu erheben. Wir aber hatten schon lauter gesprochen, als es der Anstand erlaubte. „Verzeihen Sie“, fuhr er fort, „wenn ich mir die Freiheit nehme, ganz offen hinzuzufügen, auch sich selbst überschätzen Sie. Darum, weil Sie noch jung sind. Das ist in der Ordnung, muß sogar so sein, wenn man etwas leisten will. Gleichwohl lassen Sie mich Ihnen sagen, daß der Unterschied zwischen einer Lebensanschauung die aus dem Willen und aus der Vernunft entspringt, und den praktischen Lebensverhältnissen, die von den Leidenschaften abhängig sind, größer ist als man glauben mag. Warum? Weil wir eben allzumal Sünder sind, die es nicht lassen können, wider den Stachel zu löken. Ich möchte sagen, in jedem Manne sind die sogenannten Paschagelüste, die erotischen Besitzwünsche vor aller Vernunft vorherrschend. Und sie werden es immer sein.“ Wir lachten durch die Nase, hörten ihm aber aus Respekt vor unserem Gastgeber weiter zu. „Auch Sie, meine Herren, sind im Grunde egoistisch genug, um im Ernstfalle, bei einer Heirat nämlich, einem jungfräulichen Weibe vor anderen den Vorzug zu geben. Oh! Unterbrechen Sie mich bitte nicht. Denn wirklich

nicht darum, um dem Streite neue Nahrung zuzuführen, spreche ich diese Behauptungen aus, sondern ich dachte sie mir als Einleitung zu einer Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, wenn mir unser lieber Doktor B. die Erlaubnis dazu gibt.“

Es versteht sich von selbst, daß der Gastgeber nicht nur die Erlaubnis gab, sondern S. geradezu bat, uns die Geschichte nicht vorzuenthalten. Offen gestanden waren wir Jüngeren peinlich berührt, daß uns nun für wer weiß wie lange der Mund verboten wurde. Zuzuhören hatten wir eben alle noch nicht gelernt. Nur aus Höflichkeit gegen den Hausherrn, dessen Gastfreundschaft wir genossen, ließen wir das Unvermeidliche über uns ergehen. Wir räusperten uns geräuschvoll, setzten uns bequem hin, konnten's aber nicht lassen, dem berühmten S. ein ganz klein wenig zu verstehen zu geben, daß er uns in keinem Falle von etwas überzeugen könne, was uns völlig fremd und darum unwesentlich war: wir heuchelten also Interesse, heuchelten aber so, daß ganz leicht zu bemerken war, was wir bei uns selber dachten.

„Ja, meine Herren, es ist schon so,“ begann S., und mit einem Male war das Lächeln, das uns so geärgert hatte, von seinem Gesicht verschwunden, „der Mann ist in der Tat in Beziehung auf die Frau ein arger Egoist, ein um so ärgerer, je tiefer und ernster er zu lieben vorgibt. Er ist so eitel, daß er von der Frau alles verlangt, was er von sich selbst nicht einmal im Traume verlangen würde. Das bekannte Wort: Darüber kann kein Mann hinweg! gilt heute noch, so beschämend diese Wahrheit auch sein mag, ich kann Sie Ihnen nicht ersparen. Der Mann wünscht sich, wenn er liebt, eine Frau, die geraden Wegs aus dem Ei, gleichsam noch unberührt zu ihm komme.

|| Vor drei Jahren kam ich auf meiner Konzertreise in die kleine Stadt R. Es war im November. Der ‚Verein der Musikfreunde‘, den es in dieser Stadt gab und wohl auch noch gibt, hatte erhebliche Opfer an Geld gebracht, mich für einen Abend zu verpflichten; denn es war unmöglich, durch die Eintrittsgelder das Honorar aufzubringen, das meine Konzertdirektion forderte. Der Bahnhof von R. liegt vier Kilometer von dem Städtchen entfernt, an der Landstraße, die den Ort mit der größeren Stadt L. verbindet. Der Vorstand des Vereins, ein gewisser Assessor G., war mit einem Wagen an der Station erschienen, mich abzuholen. Das Wetter war abscheulich kalt und trübe. Meine Laune war nicht die allerbeste. Ich hatte nämlich am Abend zuvor in Breslau ein Konzert gegeben und war an diesem Abende ganz besonders unzufrieden mit mir gewesen. Trotzdem hatte man mich mit Huldigungen überschüttet, und dieses Mißverhältnis verstimmte mich vollends. Ich war gegen meine Gewohnheit am nächsten Morgen erst gegen elf Uhr aufgestanden, unlustig und nervös. Der Virtuosenberuf erschien mir widerlicher als alles. Ich vermochte nicht einmal etwas zu essen, so elend fühlte ich mich. Um ein Uhr war ich dann weggefahren und traf um vier Uhr in R. ein.

||| Der Assessor begrüßte mich, nachdem er sich vorgestellt hatte, mit einem ungelinken Enthusiasmus, der meine üble Laune nur noch verstärkte. Ich war beinahe schon wütend, ohne jeden Grund natürlich und antwortete ihm nur kurz und kalt. Auf der Fahrt vom Bahnhof zur Stadt machte der arme Mensch dreimal den Versuch, mir eine Schmeichelei zu sagen. Wahrscheinlich glaubte er, mich dadurch aufheitern zu können. Er konnte nicht ahnen, daß er mich nur noch mehr verärgerte. Ich schwieg und starrte vor mich hin. Endlich gab's der Unglückliche auf, mit mir in ein Gespräch zu kommen. Er seufzte. Einmal sah ich ihn an, und ich

bemerkte, daß dem Ärmsten der Angstschweiß auf der Stirn stand. Er war ein großer, ziemlich hagerer Mensch, nicht unschön, aber doch herzlich unbedeutend, wie es schien. Ich schätzte ihn auf dreißig Jahre. Auf der Nase saß ihm die übliche Hornbrille, ohne die ein Kulturmensch nicht mehr auskommen kann. Es tat mir einen Augenblick lang leid, daß er sich meiner wegen so quälen mußte. Aber ich war schon damals nicht imstande, ihn liebenswürdig zu finden.

Er hatte im ‚Weißen Lamm‘, dem besten Gasthofe der Stadt, zwei Zimmer für mich gemietet, Provinzgastzimmer, wie sie nun einmal allenthalben auf der Welt vorkommen, unfreundlich, kalt, mit einem abscheulichen, sehr kurzen Bett aus gefärbtem Eichenholz, mit albernen Bildern an den geschmacklos tapezierten schmutzigen Wänden, mit einem Schrank, den man nur anzusehen braucht, schon knarrt er, mit einer Lampe, die unter einem gepreßten Glassturz direkt an der Decke befestigt war (ich weiß nicht, ob man sie so hoch hängt, damit der Gast sie nicht entwendet), kurzum, alles war widerwärtig und scheinbar mit der Absicht eingerichtet, daß der Gast aus Abscheu vor all den Greueln recht lange in der Restauration unten sitzen bleiben möge und dergestalt den Finanzen des Inhabers aufhelfe. Der Waschtisch, das muß ich noch sagen, war so klein, als wäre er für eine Puppenstube angefertigt worden. Um die Waschschüssel herum gab es keinen Platz, auch nur einen Kamm hinzulegen.

Der Assessor war in der Tür stehen geblieben, den Hut in der Hand haltend und brachte stotternd, durch mein beharrliches Schweigen aus der Fassung gebracht, hervor, daß er zwar diese Zimmer gemietet habe, falls ich die Unabhängigkeit und das Alleinsein vorziehen sollte, daß aber trotzdem in einem Privathause der Stadt zwei Zimmer für mich bereit ständen, die selbstverständlich weitaus bequemer, freundlicher und wohnlicher seien. Seine unentwegte Liebenswürdigkeit beschämte und ärgerte mich. ‚Wirklich ein gutmütiger Mensch‘, dachte ich bei mir selber. ‚Langmütig und geduldig. Ich glaube, man könnte mit dem Fuße nach ihm treten, ohne ihn dadurch zu erzürnen.‘ Ich sollte mich in ihm täuschen. Niemals hätte ich geglaubt, daß dieser Mensch einer so maßlosen Grausamkeit fähig sein sollte, wie er sie später an den Tag legte.

Ich antwortete kurz, daß ich den Gasthof vorzöge.

‚Bitte, wie Sie es wünschen,‘ sagte der Assessor. ‚Ich bleibe unten in der Weinstube des Hotels bis zum Konzertbeginn, immer zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, so wollen Sie bitte die Güte haben, ohne Umstände nach mir zu schicken.‘ Ich entließ ihn mit einer Handbewegung, Worte verschwendete ich nie gern, verschloß hinter ihm die Zimmertür und setzte mich, ohne den Mantel abzulegen, auf das Sofa. Das Zimmer war zwar geheizt, gleichwohl fröstelte mich. Eine halbe Stunde saß ich so da, ohne etwas zu unternehmen, mit der Welt und mir selbst im höchsten Maße unzufrieden. Allmählich wurde ich ruhiger. Ich lehnte mich zurück, atmete ganz regelmäßig aus und ein und schloß die Augen. So wurde es halb sechs Uhr, und ich schlief wirklich ein. Eine halbe Stunde ungefähr schlief ich und hatte dabei die Empfindung wohltuender Stille, köstlicher Ruhe. Als ich aufwachte, war es stockdunkel. Das Zimmer erschien mir nicht mehr so abscheulich wie zuvor. Rasch sprang ich auf und drehte das Licht an. Aber kaum entzündete sich die nackte, kalte Lampe an der Decke, ernüchterte ich mich auch sofort, und mein ganzer Unmut erwachte aufs neue. Ich wusch mich in der viel zu kleinen Waschschüssel, die Seife rutschte mir aus den Händen und glitt unter den Schrank, beim Rasieren empfand ich die Kälte des Wassers unangenehm, das Licht

reichte nicht aus . . . kurzum, es gab eine Reihe von Mißhelligkeiten, die mich zur Verzweiflung brachten. Das Hotel war mir so verhaßt, daß ich es am liebsten angezündet hätte. Ich haßte in ihm gleichsam alle Hotels der Welt, in denen ich mich während meines Lebens schon hatte herumdrücken müssen. Endlich warf ich mir meinen Mantel über und ging hinunter, den Assessor zu suchen. Ich wollte ihm sagen, daß ich wegen der primitiven, geradezu afrikanischen Zustände unmöglich hier bleiben konnte und daß ich mich entschlossen hätte, das blöde Kunstgeschwätz einer Familie in Kauf zu nehmen, böte sie mir nur ein wenig Sauberkeit und Komfort.

Als ich die Weinstube betrat, in der er sich der Abrede gemäß aufhielt, sah ich sofort, daß er nicht allein war. Bei ihm am Tisch saß eine Dame, mit der er ein sehr eifriges, aber halblautes Gespräch führte. Beide hatten meinen Eintritt überhört. Außer ihnen war niemand anwesend. Ich erappte mich auf einer Regung von Neugier, was der Assessor der Dame wohl über meine Launen erzählen möchte. Warum ich mir einbildete, daß er gerade darüber spreche, weiß ich nicht zu sagen. Die Regung hing vielleicht damit zusammen, daß ich mich beim Anblick der Dame plötzlich meines kindischen Eigensinns, meiner Überheblichkeit zu schämen begann. Sie war sehr jung, von erstaunlich frischen und lebendigen Farben, nicht klassisch schön, aber bezaubernd anmutig. Ich möchte alle ihre Reize mit jenem einen Wort bezeichnen, daß mir beim ersten Anblick unwillkürlich auf die Zunge kam: Sie war hold. Alle ihre wunderbare Frische, ihre lebhaft natürliche, ihre unbekümmerte Jugend machte mich im Handumdrehen mir selber unleidlich. Ich fühlte, daß meine böartige Verstimmung eine törichte Kapitulation vor der Welt war, und mit einem Schlage war ich von meiner dünnlichen Krankheit geheilt.

Da ich unmöglich das Gespräch der beiden belauschen konnte, schlug ich die Tür lauter zu, als es nötig war. Der Assessor fuhr auf, erblickte mich, wurde über und über rot und fragte, was ich wünsche. Ich brachte ihm mein Anliegen vor, weitaus höflicher, als ich zuvor mit ihm gesprochen hatte. Er gab sofort seiner großen Freude Ausdruck und entschuldigte sich wegen der Zustände im Gasthof, für die er ja nichts konnte. Es gibt Menschen, die entschuldigen sich auch jener mangelhaften Umstände wegen, die sie gar nichts angehen, aus verkehrter Höflichkeit, vielleicht auch, weil sie unwillkürlich fühlen, daß sie selbst ebenso mangelhaft sind, oder daß jene Mängel in einer gewissen mystischen Beziehung zu ihren eigenen stehen. Die Jugend hat heute dafür den Ausdruck Minderwertigkeitskomplex, aber das ist ein schlechtes Wort und erklärt obendrein gar nichts. Es ist ja auch in der Literatur geradezu verpönt, ein Ding in einem anständigen, klaren, ausgedachten Satze zu beschreiben. Alles wird abgekürzt, und demnächst werden wir wohl Romane zu sehen bekommen, die in einer Art Geheimschrift abgefaßt sind, verständlich nur den Eingeweihten, die ihre Tagesbildung — oder Nachtbildung, wenn Sie so wollen — in Kaffeehäusern erwerben.

„Wie sehr wird sich meine Verlobte freuen,“ sagte der Assessor aufgeregt. „Erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen vorstelle?“ Das Fräulein sah mich mit großen, strahlenden und unbeschreiblich klaren und offenen Augen an. Ich muß schon sagen, daß es mir vom ersten Augenblick an unmöglich war, mir vorzustellen, daß sie die Braut des Assessors sein sollte. Und je länger ich sie ansah, desto unwahrscheinlicher kam mir's vor. Sollte mich hier vielleicht das bloße Äußere getäuscht haben? Sollte ich in Wirklichkeit eine durchschnittliche Provinzgans vor mir haben? Nein, ich hatte mich nicht getäuscht, denn als sie zu sprechen anfang, bestätigte

sich meine Ahnung, daß ich hier einem jener seltenen Geschöpfe begegnet war, die sicher und frei in sich selber ruhen, denen die Welt nichts anhaben kann. Es stellte sich sofort — und ich muß sagen zu meiner großen Freude — heraus, daß das mir zuge dachte Privatquartier im Hause ihrer Eltern bereitet war. So aufgeregt, täppisch und fast kopflos der Assessor war, so ruhig und natürlich liebenswürdig zeigte sich das Fräulein, ohne daß sie jedoch ihre Freude über meinen Entschluß verborgen hätte.

Während der Assessor hinausging, um den Hausdiener mit Befehlen zu überschütten, hatte ich Muße genug, mich mit dem Fräulein zu unterhalten. Und seltsam, während ich wider alle meine Gewohnheit ein wenig verlegen war, blieb sie völlig ruhig und frei von allem Zwang. Sie selbst entwickelte das Gespräch auf ganz natürliche Weise, und nicht etwa bezogen sich ihre Worte auf meine Eigenschaft als Virtuose, sondern sie sprach zu mir wie zu einem beliebigen Reisenden, der gekommen war, Besuche zu machen, die Stadt zu besichtigen, die Umgegend kennen zu lernen. Das tat mir unendlich wohl, und wäre noch irgendwo in meinen Eingeweiden ein Rest meines vorigen Unmuts zurückgeblieben, jetzt wäre er vor diesem anmutigen Lächeln vor diesem bezaubernden Persönlichkeitsbewußtsein gewichen. Andere Menschen, sobald sie mit mir zu reden anfangen, pflegten mit Hartnäckigkeit über die Appassionata, über opus hundert-elf, über Es-dur-Walzer, über die Chaconne zu sprechen, und keine Macht der Erde hätte sie bewegen können, von ihrer vorgefaßten Meinung, daß man mit mir über nichts anderes reden könne, abzubringen. Und dieses Mädchen, geboren und aufgewachsen in der Provinz, dort, wo sie am dunkelsten ist, erzogen von höchst bürgerlichen Eltern, verlobt mit einem wahren Ausbund von Assessor, machte eine Ausnahme vor allen.

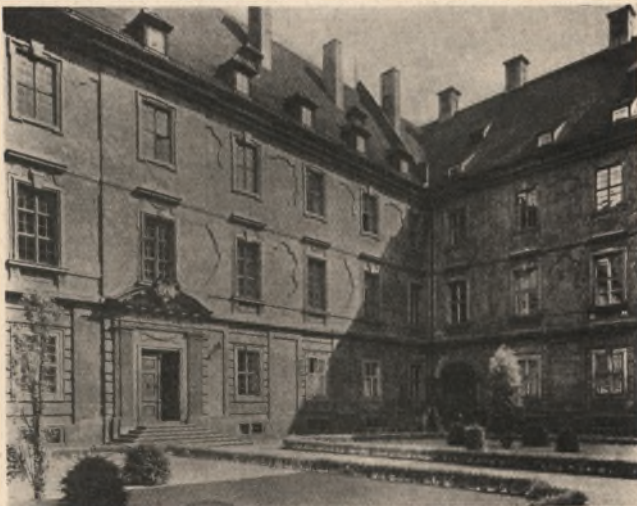
Mittlerweile kam der Assessor — allzusehnell, wie mich dünkte — zurück und verkündete, daß der Wagen vorgefahren und mein gesamtes Gepäck auf ihm bereits verstaut sei. Der Bedauernswerte trocknete sich mit einem Taschentuch das schweißnasse Gesicht. Ich bemerkte, wie er seiner Braut einen strahlenden Blick zuwarf. Er nötigte mich, im Fond des Wagens neben seiner Verlobten Platz zu nehmen, er selbst setzte sich mit allen Anzeichen der Bescheidenheit, indem er die spitzen Knie kläglich einzog, auf den Klappsitz. Das Fräulein plauderte ganz unbefangen, ich gab ihr fröhlich Antwort, der Assessor aber schwieg.

Der Wagen hielt vor einer kleinen Villa, die fast außerhalb der Stadt lag. Jenseits des Gartens, der das Gebäude umgab, war freies Feld. Es hatte zu regnen angefangen, und so mußten wir die paar Schritte vom Torgitter bis unter das Schutzdach laufend zurücklegen. Das Fräulein führte mich sofort ohne Aufenthalt in die beiden Zimmer, die mir bestimmt waren. Ich dankte ihr.

„O!“ sagte sie nur, „warten Sie bis morgen. Vielleicht schlafen Sie schlecht, und dieses Haus wird dann als scheußliche Erinnerung durch alle Ihre späteren Träume spuken. Wenn Sie aber gut schlafen, nun, dann ist's morgen früh noch Zeit zu danken.“ Ihre Stimme, ein klangvoller Alt, wohlthuend warm und ganz und gar nicht affektiert, tönte noch lange, nachdem sie die Tür geschlossen hatte, in meinen Ohren. Unwillkürlich hatte ich ihre rechte Hand betrachtet, die ein paar Sekunden lang, während sie sprach, auf der Messingklinke geruht, und mir war der Gedanke gekommen, daß diese Hand Wunder wirken müsse, wäre sie die Hand der Geliebten. Eine eigentümliche, fröhliche Verrücktheit ergriff mich, und ich begann vor mich hinzusummen.



**1. Das Portal
des Piastenschlosses in
Brieg**



**2. Hof des Sandstiftes in Breslau,
Eingang zum archäolog. Museum**



3. Blick auf die Jakobipfarrkirche in Neisse

Kennen Sie

Die Lösungen des Preisausschreibens

Unser Preisausschreiben im Juliheft der Schlesischen Monatshefte:

„Kennen Sie Schlesien“

war keineswegs leicht; besonders die Bilder 2 und 6 konnten nur von intimen Kennern unserer Heimat gedeutet werden und gaben denn auch zu mancherlei Irrtümern Anlaß. Um so überraschter und erfreuter waren wir aber doch, als wir eine große Anzahl völlig richtiger Lösungen erhielten, wie denn überhaupt die Fülle der Einsendungen das Interesse bewies, das man unserem Preisausschreiben entgegenbrachte. Wir mußten das Los entscheiden lassen, um die zwölf Gewinne zur Verteilung bringen zu können.

Es erhielten den

- 1. Preis (50 RM.):**
Studiendirektor Dr. Lehmann,
Jauer, Humboldtstraße 3
- 2. Preis (30 RM.):**
Büroangestellter Walter Stahr,
Breslau, Matthiasplatz 5
- 3. Preis (20 RM.):**
Frau Lotte Sachs,
Breslau, Gryphiusstraße 9

Die Preise 4 bis 12, bestehend in je einem Exemplar des Buches von Landesbaurat Dr. Burgemeister: „Das Breslauer Rathaus“, gewannen:

- 4. Dr. Werner Schröder, Bunzlau,**
Poststraße 6
- 5. Dr. Kurt von Eichborn, Breslau,**
Blücherplatz 3
- 6. Johanna Margarete Rost,**
Pillnitz a. d. Elbe, Schulweg 37
- 7. Frau Dr. M. Meusel, Liegnitz,**
Breslauer Straße 19

Schlesien?

der „Schlesischen Monatshefte“

8. **Lehrer Erich Praus, Würzen,**
Post Obernigk bei Breslau
9. **Frau Elisabeth Stumpe,**
Frauendorf bei Oppeln
10. **Direktor Edmund Glaeser,**
Neusalz a. d. Oder
11. **stud. arch. Wolfram Konwiarz,**
Breslau, Kaiserstraße 85
12. **Max Mann, Breslau,**
Brüderstraße 22

Eine der Lösungen beantwortete das
Preisausschreiben in Versen.

Sie lauten:

Preis-Rund-Flug

Wir fliegen von Breslau,
Der Hauptstadt vom Lande,
Aus dem Hofe des Stiftes
Mariä vom Sande (2)
Nach Brieg hinüber
Ohne zu rasten
Vorbei am Schloß
Der alten Piasten. (1)
Wir schauen hinunter
In's „schlesische Rom“ (3)
Von Görlitz herüber
Grüßt uns sein Dom. (4)
Wie in Hirschberg die Kirche,
Giebts sechs an der Zahl, (5)
Still liegt der Marktplatz
Von Liebenthal. (6)
So leicht war die Reise,
Daß sich keiner „verflogen“.
Drum wird nur belohnt,
Wem Fortuna gewogen.

Prof. Conrad Buchwald

Und nun danken wir zum Schlusse allen
Einsendern und verträsten die Nicht-
gewinner auf unser nächstes Preisaus-
schreiben.

Die Schlesischen Monatshefte



4. Blick auf die Peter- und Paulskirche in Görlitz



Gnadenkirche
in Hirschberg

5.



6. Marktplatz in Liebenthal

Dabei ging ich von einem Zimmer ins andere, und alles, was es hier an Möbeln und Teppichen, Gardinen, Decken, Bildern und Kissen zu sehen gab, recht irdische Dinge und sicherlich nichts Hervorragendes, erschien mir wunderbar und zauberisch. Und in meiner männlichen Eitelkeit glaubte ich, daß sie gewiß eigenhändig um meinetwillen alles aufs beste hergerichtet habe. Sie hatte sogar einige Tropfen ihres Parfüms in den Räumen verspritzt, das konnte ich ja wohl deutlich riechen. Ich war noch nicht einmal dazu gekommen, meine Koffer zu öffnen, als schon der Gong im Vestibül ertönte. Ich sah nach der Uhr. Es war dreiviertel sieben. Um acht Uhr aber sollte das Konzert beginnen. Noch niemals habe ich mich so schnell angekleidet. Nach aller bösen Verstimmung, die mir vierundzwanzig Stunden meines Lebens gänzlich verdorben hatten, war ich jetzt wie neugeboren, ja, ich konnte gar nicht begreifen, daß ich vor zwei Stunden noch auf die Welt geflucht hatte. Auf eine Welt, in der sie lebte. Und diese Neugeburt, meine Herren, war nicht nur etwa das vergängliche Werk einer dummen Verliebtheit, sondern vielmehr war es so, daß ich durch die Begegnung mit diesem wahrhaft freien, ganz in seiner Natur natürlich lebenden Geschöpf den Glauben an die Welt und an mich selbst wiedergefunden hatte. Man kann sagen, was man auch immer will, stets wird die wahre Natur schön sein, und je mehr sich die Kunst dieser Natur nähert, desto einfacher wird sie werden und darum schließlich vollendet, mit einem Worte, sie wird dem Menschen zum Erlebnis werden, so wie mir die Begegnung mit Lisa zum Erlebnis wurde. Ja, sie hieß Lisa.

Ich pflege nie vor einem Konzert zu essen, aber ich war so voll guter Laune, und überdies wollte ich keinen Augenblick verlieren, der mir Lisas Gegenwart schenkte, daß ich wirklich auf den Ruf des Gongs hin in das Speisezimmer ging und am Tische Platz nahm. Wir waren fünf. Lisa, der Assessor, die Eltern Lisas — eine brave Familie, mehr kann ich da nicht sagen — und ich. Ich aß ganz wenig nur und erklärte, daß ich vor dem Konzert so wenig wie möglich zu mir nehme, nachher aber immer großen Hunger verspüre. Der Assessor und die alten Herrschaften sagten mir lauter Liebenswürdigkeiten. Sie erzählten, was sie alles über mich gelesen und von mir gehört hatten. Lisa aber, mit feinem Empfinden, daß mir das lästig sein müsse, kam mir zu Hilfe, indem sie ganz einfach von anderen Dingen sprach. Sie fragte, wie ich zu reisen pflege, wo mein Heim sei und wann und wie oft ich es wiedersähe. Sie sprach von Städten, die sie aus Büchern kannte, von Paris, von London, von Moskau. Mit bewunderungswürdigem Takt verstand sie es aber zu vermeiden, daß das Gespräch zu einem bloßen Zwiegespräch wurde. Das konnte sie nirgends gelernt haben, dieser Takt entsprang nicht irgend einer Bildung, sondern er kam geraden Wegs aus einem höchst natürlichen Herzen. Es war nicht zu sagen, war das ein Mädchen oder eine Frau? Sie war die Inkarnation des Weibes schlechthin. Es fiel mir nicht einmal ein zu raten, wie alt sie sei.

Es war halb acht geworden. Der Assessor mahnte zum Aufbruch. Die ganze Zeit über hatte er seine Taschenuhr auf dem Tisch vor sich liegen gehabt.

Der Saal war überfüllt. Auf dem Programm standen Beethoven, Schumann und Chopin. Ich spielte damals Chopin nicht gut, wiewohl die Kritiker mir nachsagten, ich wäre Chopin ein kongenialer Interpret, fühlte ich doch, daß mir zu Chopin das fehlte, was ich gerade als wesentlich und nur ihm allein eigentümlich in seiner Musik erachtete. Aber diesen Abend in R. spielte ich ihn zum ersten Male gut. Mir flog zu, was ich durch jahrelange Übungen nicht hatte erlernen

können: der Ausdruck der gespenstischen Leidenschaftlichkeit, die dieses Genie einer genialischen, aber unglücklichen, fast möchte ich sagen heimatlosen Nation so unvergleichlich vor allen anderen auszeichnet. Seither kann ich Chopin spielen, während meine Kritiker sagen, ich hätte es verlernt.

Der Assessor war sehr aufgeregt. Er gab sich, als trüge er allein die Verantwortung für das Gelingen des Abends, lief immer hin und her, erschien während der Pausen im ‚Künstlerzimmer‘, und als er mich nach dem Konzert zu dem Erfolg beglückwünschte und mir den Dank der Stadt aussprach (er tat, als hätte ich umsonst gespielt), war er kaum der Sprache mächtig. Natürlich spielte er selbst Klavier.

Er hatte eine kleine Gesellschaft geladen, in der Hoffnung — wie er sich ausdrückte —, ich würde es nicht ablehnen, wenigstens ein Stündchen den begeisterten Musikfreunden der Stadt ‚meine Anwesenheit mitten unter ihnen‘ zu gönnen. Das war mir recht unangenehm. Etwas Dümmeres hätte er wohl kaum anstellen können. Unwillkürlich sah ich mich nach Lisa um in der Erwartung, sie werde mich gewiß aus der peinlichen Lage befreien. Sie stand ein paar Schritte abseits, im Gespräch mit einer Dame begriffen, hatte aber gleichwohl gehört, was der Assessor zu mir sagte und sofort auch gehäht, welche Gedanken mich bewegten. Sie brach das Gespräch mit einer höflichen Entschuldigung ab, trat zu uns und redete ihren Verlobten an: ‚Lieber Leo (so hieß der Assessor, ein abscheulicher Name, wie mir’s vorkam, so recht passend für ihn), es kann Herrn S. unmöglich angenehm sein, Rede und Antwort zu stehen auf die vielerlei Fragen, die Laien nun einmal auf dem Herzen haben.‘ Sie lächelte und wandte sich an mich. ‚Sie haben vorhin gesagt, daß Sie nach einem Konzert großen Hunger zu verspüren pflegen. Darum habe ich zu Hause befohlen, daß man für Sie anrichte. Wenn Sie mit unserem bescheidenen, häuslichen Tisch vorlieb nehmen wollen, würden Sie mir eine Freude machen. Ich bitte Sie herzlich darum.‘ Es versteht sich von selbst, daß ich sofort annahm. Der Assessor aber war enttäuscht. Da er die Gesellschaft indessen nun einmal arrangiert hatte, konnte er ihr als Vorstandsmitglied nicht fernbleiben. Er gab mit geschraubten Worten seiner Hoffnung Ausdruck, daß er mich am nächsten Morgen noch einmal sehen würde. Er sah, wie man so sagt, durchdonnert aus, und ich habe nie erfahren, wie er sich im Kreise derer, denen er die Vorführung des Wundertieres versprochen hatte, aus der Affäre gezogen haben mag. Wahrscheinlich ist, daß von der unerträglichen Einbildung der Virtuosen die Rede war.

Ich fuhr mit Lisa und ihren Eltern zurück, und ich hatte das Vergnügen, mit Lisa ganz allein zu Tisch zu sitzen, denn die alten Herrschaften hatten sich alsbald zurückgezogen.

Ein ganz bestimmter Umstand, den ich Ihnen aber erst am Schluß meiner Erzählung verraten werde, möge Ihnen als Entschuldigung dienen, daß ich hier eine Lücke in der Geschichte eintreten lasse. Würde ich von der Zeit von elf Uhr abends bis um zehn Uhr morgens erzählen wollen, es käme nur eitel Schwärmerei und Gefühl an den Tag. Da hier junge und höchst moderne Menschen zugegen sind, geniere ich mich. Aber eines darf ich wohl sagen, daß ich damals nicht ahnte, welche Bedeutung Lisa in meinem Leben gewonnen hatte. Erst später sollte mir das klar werden. Ich bedaure, mich im Augenblick nicht deutlicher erklären zu können.

Am nächsten Morgen also verließ ich R. mit dem Zehnuhrzuge, da ich noch am selben Abend in F. spielen mußte. Wäre diese Verpflichtung nicht gewesen, wer weiß, vielleicht wäre

ich in R. geblieben und alles wäre anders gekommen. Vielleicht auch nicht. Das ist sogar wahrscheinlicher.

Einen Tag nach meiner Abreise war in R. bereits ein Gerücht verbreitet des Inhalts: Das Dienstmädchen habe in dem Zimmer, in dem der berühmte Klaviervirtuose geschlafen habe, ein Taschentuch des Fräuleins gefunden. Das Gerücht gelangte im Verlauf von kaum drei Stunden bis vor die Ohren des Assessors, aber schon in einer viel bestimmteren Form. Es wurde gesagt, daß das Taschentuch sich im Bett, unter dem Kopfkissen gefunden hätte. Ferner erzählte man sich, daß im Speisezimmer ein Gelage stattgefunden haben müsse, denn man hätte auf dem Tisch eine große Anzahl leerer Weinflaschen gesehen, die das Fräulein aber heimlich und schnell weggeräumt habe. Vielerlei unbestimmte Redensarten. Dunkle Worte. Das Unwetter zog sich zusammen. Über der Stadt drohte die Wolke der Entrüstung, des Skandals, sich zu entladen. Nur die Hauptperson, Lisa selbst, erfuhr zunächst nichts davon.

Am Abend erschien der Assessor im Hause seiner Verlobten, nachdem er zuvor einen ausgedehnten Spaziergang von zwei Stunden gemacht hatte. Er aß nichts von dem, was ihm angeboten wurde, und er antwortete auf die Fragen der alten Leute, was ihm fehle, er habe Kopfschmerzen. Lisa aber sah er nicht an. Sie ging im Hause ab und zu, wie sie es immer gehalten hatte, sprach mit jener herzlichen Einfachheit, die ihr eigentümlich war, verriet aber nicht die mindeste Unruhe, die auf ein schlechtes Gewissen hätte schließen lassen können. Sie brachte ihrem Bräutigam Tabletten, er aber lehnte das ‚Gift‘ ab. Als die alten Herrschaften zu Bett gegangen waren, fing er endlich zu sprechen an. Er machte ein paar dunkle Andeutungen, die Lisa nicht verstand.

‚Was ist dir?‘ fragte Lisa erstaunt.

‚Mir?‘ fragte er zurück. ‚Ich denke, du solltest das wissen.‘

Lisa, die glaubte, diese doppelsinnige Bemerkung bezöge sich auf die Kopfschmerzen, sagte: ‚Warum nimmst du die Tabletten nicht ein, Lieber?‘

‚Ach, diese Tabletten, Tabletten und immer wieder Tabletten!‘ rief der Assessor nervös. Lisa mußte darüber lächeln. Und das ärgerte ihn. Er nahm einen Anlauf, um das Gespräch auf das böse Gerücht zu bringen, er wollte sich Gewißheit verschaffen, aber... es gelang ihm nicht. Sobald er ein Wort hervorbrachte, deutlicher zu werden, schnürte sich in ganz von selbst, gleichsam automatisch die Kehle zu. Er blieb länger als zwei Stunden und ging endlich unverrichteter Dinge fort. Die ganze Nacht machte er kein Auge zu.

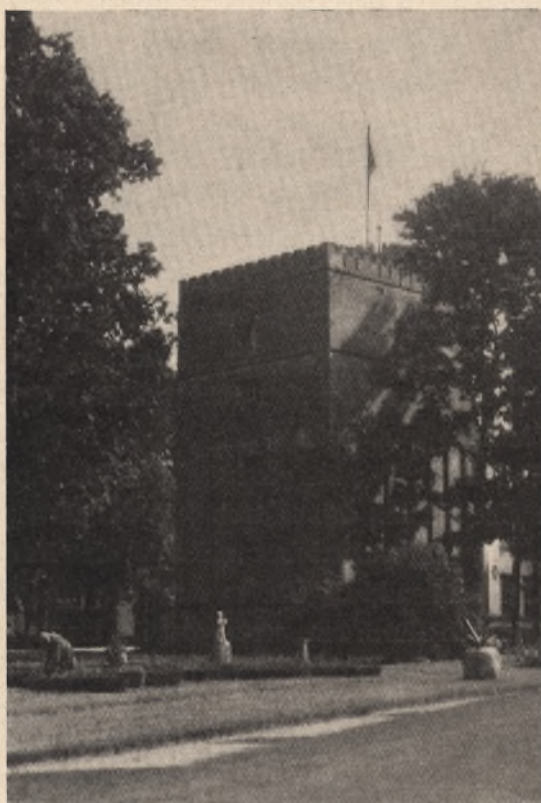
Jeden Abend kam er nun, wie es auch früher seine Gewohnheit war, aber er sprach wenig, grübelte vor sich hin und konnte Lisa nicht in die Augen sehen. Sein Gesicht färbte sich gelb. Er trug ein unstetes Wesen zur Schau. Dieser Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Man war um seine Gesundheit besorgt, riet ihm — Lisa wurde sogar dringend —, zu einem Arzt zu gehen, dieses oder jenes Mittel anzuwenden. Vergeblich. Er verschloß sich jeder guten Zuredede. Um mit einem anschaulichen Volksworte zu reden: er war total verbiestert. Offenbar aber war er doch zu feige, der Sache ein Ende zu machen, vielleicht, weil er sich vor diesem Ende fürchtete. Immer wieder schob er es auf, sich zu erklären, und so wuchs in ihm der Groll. Er badete sich in dem Gefühl des Tötlich-Gekränk-Seins, wie sich weiland Siegfried im Blute des Drachen

(Fortsetzung auf Seite 283.)

Schlesisches Grenzland: Bilder aus Trachenberg



Kameral-Amt



Alter Schloßturm

Photos von
E. Pepinski



Acker an dem
Ledergraben

gebadet hatte. So kam es wohl, daß auch er eine ziemlich dicke Haut bekam, von deren Unverwundbarkeit sich Lisa eines Tages überzeugen mußte.

An einem Abend, kurz vor Weihnachten, blieb er ohne Entschuldigung aus. Lisa war sofort in Sorge, daß er nun ernstlich erkrankt sei und zu Bett liege. Sie machte sich auf, ihn in seinem Zimmer zu besuchen. Er aber war nicht da. Die Wirtin sagte, daß er am Morgen verweist wäre. Dieser Besuch Lisas, das heißt also der versuchte Besuch zu so ungewöhnlicher Abendstunde im Hause ihres Bräutigams, gab in der Stadt Anlaß zu neuem Gerede. Daran hatte Lisa natürlich nicht im mindesten gedacht. Noch war sie ganz ohne Arg, nicht etwa aus Naivität, sondern einfach aus der Natürlichkeit ihres freien Wesens. Es mußte schon eine große Erschütterung kommen, um ihr das Kostbarste zu rauben, was ein Mensch besitzen kann. Bezeichnend ist es übrigens, daß niemand es wagte, ihr den lügenhaften Klatsch zu hinterbringen.

Sie wunderte sich wohl darüber, daß ihr Verlobter heimlich abgereist war, noch dazu in einem so kranken Zustande, erklärte sich's aber sofort mit der natürlichsten Annahme von der Welt, daß er nämlich gereist sei, um einen Arzt in der Hauptstadt aufzusuchen. Sie werden sagen, meine Herren, daß es doch ganz unwahrscheinlich sei, Lisa habe nichts davon geahnt, daß es sich bei ihrem Verlobten nicht um eine Krankheit des Leibes, sondern um eine Krankheit des Gemüts handle. Um so mehr, da Sie ja Beispiele ihrer Feinfühligkeit gehört haben. Und ich muß Ihnen antworten, daß ihr bis dahin noch niemals der Gedanke an die Möglichkeit einer Krankheit des Gemüts gekommen war. Dieser Gedanke konnte ihr ja gar nicht kommen, da er ihrem ganzen Wesen widersprach. Verstehen Sie? Ein solcher Gedanke konnte in ihrer Seele gar keinen Eingang finden.

Am Weihnachtstage kam der Assessor zurück. Er erschien im Hause seiner Verlobten, scheinbar wieder ganz gesund, sorglos, als wäre nichts gewesen. Aber die Fröhlichkeit, die er zur Schau trug, war übertrieben. Er hatte den Eltern und Lisa selbst prachtvolle Geschenke mitgebracht, ein Umstand, der in einem sonderbaren Verhältnis zu seinen Einkünften und zu seiner gewöhnlichen Sparsamkeit stand, Lisa war über das Forcierte seiner Lustigkeit erstaunt. Sie hatte anfangs geglaubt, daß er genesen sei, jetzt dachte sie wiederum, die Krankheit habe sich gewiß verschlimmert oder die böse Auskunft eines Arztes habe den Kranken zur Verzweiflung gebracht. Auf die Frage, warum er so plötzlich fortgefahren wäre, antwortete er ausweichend, daß das seine besondere Bewandnis habe, er könne darüber noch nicht reden, bald aber würde man es erfahren usw.

Am Nachmittag legten sich die alten Herrschaften zur Ruhe. Lisa und der Assessor blieben allein zurück. Eine Weile war es still. Dann fragte Lisa: „Lieber Leo, willst du mir nicht die Wahrheit sagen?“ Ihre Stimme klang ganz ruhig, doch war der Unterton der Sorge deutlich zu hören. Sie fing an, jetzt, nachdem sie Zeugin dieses überraschenden Umschlags in der Stimmung ihres Verlobten geworden war, sich vor etwas zu ängstigen, das ihr noch unbekannt war. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie die unklare Empfindung, daß ihr ein Unheil drohe.

Der Assessor antwortete nicht auf ihre Frage. Er fragte vielmehr seinerseits: „Was hast du denn die ganze Zeit über getrieben?“

Lisa sieht, wie sich das Gesicht ihres Verlobten verzerrt. Daß das der Ausdruck des Hohns sein soll, ahnt sie selbstverständlich nicht. Sie sieht, wie sich dieses Antlitz tief rötet, es glüht

ordentlich, und die Augen brennen ganz unheimlich. Tapfer bezwingt sie ihre Bangigkeit, die sie plötzlich in ihrem Herzen verspürt, und lächelt. ‚Warum fragst du das?‘ sagt sie. ‚du weißt’s doch.‘

‚Ich?‘ fragt er zurück. Seine Stimme überschlägt sich in den Diskant. ‚Ich weiß leider nichts, gar nichts, verstehst du? Denn du bist ja sehr geschickt, alles zu verbergen, mir gewissermaßen eine Komödie der Ehrsamkeit vorzuspielen, haha.‘

Aus diesen Worten aber kann sich Lisa gar keinen Begriff bilden. Sie sieht ihn nur besorgt an. Das Herz, spürt sie, schlägt ihr im Halse. Sie fühlt, daß bald etwas Schreckliches geschehen wird, aber welcher Art dieses Schreckliche sein werde und woher es ihr drohe und warum es geschehen müsse, das weiß sie nicht.

‚Sieh einmal an,‘ sagt der Assessor, ‚du schweigst. Wenigstens wagst du es nicht zu leugnen.‘ Er springt auf und tritt vor sie hin, die Hände wie ein Flegel in den Hosentaschen vergraben. ‚Seit jenem Tage weiß ich’s, quäle ich mich. Du aber bleibst kalt und heuchelst und machst den Betrug nur noch ärger dadurch. Pfui Teufel, mein Fräulein.‘ Er spuckt ganz unflätig aus.

Lisa ist nicht imstande, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Sie erhebt die zitternden Hände, als wolle sie etwas stützen und halten, das ins Wanken geraten und umzufallen drohe. Ihre Augen sind weit aufgerissen. Seltsamerweise lächelt sie noch, das Lächeln ist gleichsam im Schreck in den Mundwinkeln erstarrt. Tief innen aber brennt es ihr, als habe sie Feuer geschluckt.

‚Du selbst hast mich dazu getrieben,‘ schreit der Assessor, ‚daß ich wegfuhr, mich mit anderen Weibern zu amüsieren. Jawohl, darum bin ich gefahren, denn ich war schon nahe daran zu glauben, daß ich ein Trottel sei. Aber ich sage dir, daß ich nicht daran denke, dich zu heiraten. So eine! Als Maitresse bist du mir, das muß ich schon sagen, immer noch begehrenswert genug. Machen wir uns doch nichts vor gegenseitig. Du wirst doch deinem Jakob, der sieben Jahre wie ein Schaf um dich diente, die kleine Gunst nicht versagen, die du anderen, kaum sind sie in deiner Nähe aufgetaucht, bereitwilligst gewährst? Zeige dich dankbar für das hübsche Geschenk. Es ist der Kaufpreis, verstehst du?‘ Er stürzt sich auf Lisa, umarmt sie und drängt sie zum Sofa hin. Lisa vermag kein Wort hervorzubringen. Immer noch weiß sie nicht, was da geschieht; sie fühlt nur, daß sie tödlich getroffen ist. ‚Siehst du,‘ flüstert der Assessor, ‚du bist nicht so spröde, wie ich blöde war, haha, mein Liebchen. Geniert dich das Tageslicht? Wenn du willst, ziehe ich die Gardinen zu.‘ Er beugt sich über sie und reißt ihr das Kleid auf.

In diesem Augenblicke ist’s Lisa, als führe ein Blitz hernieder, zerreiße den Vorhang, der ihr bisher gnädig den Anblick der Gemeinheit in dieser Welt verdeckt hatte. Sie entwindet sich der Umarmung des Assessors und stößt einen lauten Schrei aus.

‚Wehrst du dich?‘ ruft der Assessor aus. ‚Soll’s also einen Kampf setzen?‘ Er nähert sich ihr wieder. Seine Augen sind ganz klein und sprühen. Der Mund ist ihm zu einer unwahrscheinlichen Breite verzerrt. ‚Ich bin kein Affe, kein dummer August, du!‘ schreit er.

Lisa greift nach einer Vase und schleudert sie ihm mitten ins Gesicht. Der Assessor taumelt. Über Stirn und Wangen rinnt ihm das Blut. Sofort schwillt das eine Auge an. In seiner Raserei aber achtet er der Wunden nicht. Kaum verspürt er einen Schmerz.

In diesem Augenblick wird die Tür aufgerissen und das Dienstmädchen erscheint auf der Schwelle. ‚Fräulein!‘ schreit sie, aber die Stimme erstickt ihr in der Kehle, als sie Lisa zitternd dastehen sieht, das Kleid von oben bis unten offen! Der Assessor wischt sich rasch

mit dem Taschentuch übers Gesicht, lächelt dem Dienstmädchen hämisch zu, kneift ein Auge ein und sagt: ‚Wer hat Sie denn gerufen? Sie sehen doch... Gehen Sie!‘ Er eilt auf sie zu, das Dienstmädchen weicht zurück, der Assessor schlägt die Tür zu, verschließt sie und sagt ganz laut: ‚Muß uns die dumme Gans stören. Beruhe dich, Liebchen.‘ Wiederum geht er auf Lisa zu. Er flüstert: ‚Jetzt bist du geliefert, mein Engel. Wir sind quitt.‘

Lisa schreit laut: ‚Papa!‘

Der Assessor äfft nach: ‚Papa! Das Dirnchen schreit nach Papa, haha! Aber mein Vergnügen werde ich doch noch haben. Sonst könnte mich's leicht reuen.‘

Er kommt indessen nicht mehr dazu, die Wunden im Gesicht fangen an zu brennen und zu schmerzen, die Aufregung tut ein Übriges, er wankt und stürzt mit einem leisen Ächzen in sich zusammen.

Eine Minute vergeht. Lisa rührt sich nicht. Sie steht da und zittert und rührt sich nicht. Ihr Herz ist voll geronnenen Bluts. Nur das Übermaß des Schmerzes bewahrt sie vor der völligen Bewußtlosigkeit.

Die Eltern hatten das Schreien gehört, waren aufgestanden und erschienen im Eßzimmer. Das Bild, das sich ihnen bot, machte sie ratlos. Lisa war nicht imstande, auch nur einen Ton herauszubringen. Die Mutter führte sie in ihr Zimmer, kleidete sie aus und legte sie ins Bett. Sofort verfiel sie in einen tiefen Schlaf. Währenddessen hatte der alte Herr dem Assessor auf die Beine geholfen. Aber auch der war außerstande, etwas zu erklären. Er sagte nur, daß er schriftlich Rechenschaft geben werde, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus.

Schon am nächsten Tage traf der angekündigte Brief ein. Er enthielt die Beschuldigung, daß Lisa mit dem Virtuosen S. in der Nacht nach dem Konzert ein Liebesabenteuer gehabt habe. Beweis: ihr ganzes Verhalten an dem Abend, ihre geschickte Regie, mit jenem Manne allein zu sein, das Taschentuch — o Othello! —, die leeren Weinflaschen usw. Ein Mädchen, das sich so schnell einem zugereisten Fremden an den Hals werfe, könne schon damals nicht mehr unschuldig gewesen sein. Er fühle sich maßlos betrogen und in seinem Ehrgefühl zutiefst verletzt. Niemand könne ihm zumuten, eine Dame zu heiraten, die schon durch wer weiß wie viele Hände gegangen usw. Er löse die Verlobung auf. Der Schlußsatz des Briefes lautete wörtlich: ‚Darüber kann kein Mann hinweg.‘

Wer nun glaubt, Lisas Leiden hätten damit auch schon ihr Ende gefunden, der täuscht sich. Jetzt erst begann es schmerzhaft zu werden. Nachdem sie auf so schreckliche Weise die Niedertracht der Welt hatte erfahren müssen, nachdem sie die Natürlichkeit und Unschuld, die Arglosigkeit und Reinheit ihres Herzens durch eine einzige große Wunde, die ihr mit roher Faust geschlagen war, verloren hatte (eine seelische Verblutung), kam das Gemeinste und Niedrigste, um sie ganz zu Boden zu schlagen. Ihre Eltern glaubten ihr. Aber in der ganzen Stadt glaubte ihr niemand. Die Geschichte von der Liebesnacht mit dem Virtuosen wurde aufs neue von Haus zu Haus kolportiert, neue Geschichten, die sich schon früher abgespielt haben sollten, wurden hinzuerfunden. Man bekam zu wissen, daß das Dienstmädchen, von dem lauten Gepolter im Speisezimmer herbeigelockt, Lisa habe stehen sehen. Der Bräutigam habe ihr aber zugewinkt, daß sie gehen solle. Dann habe sie gehört, wie er sagte: ‚Beruhige dich, Liebchen, sie wird nichts erzählen,‘ worauf Lisa gesagt habe: ‚Die dumme Gans‘. Der Assessor widersprach dieser Version

nicht, vielmehr nährte er das Gerücht durch doppelsinnige Andeutungen, durch niederträchtiges Lächeln, mit dem er andeuten zu wollen schien, daß er ein Teufelssassa sei. Seine männliche Ehre war wiederhergestellt.

Es bleibt mir nur noch übrig zu sagen, daß Lisa und ich an jenem Abend tatsächlich Wein getrunken hatten, daß ich mich durch die Scherben eines umgeworfenen Glases am Mittelfinger der rechten Hand verwundet hatte — Lisa verband diese Wunde mit ihrem Taschentuch und so kam dieses Taschentuch in mein Bett —, daß es mir trotz meiner glücklichen, zauberhaften Stimmung, in die mich ihre Anwesenheit versetzt hatte, nicht im Traume eingefallen war, hier den Eroberer zu spielen, daß ich mir zwar einbildete, auf Lisa einen starken Eindruck gemacht zu haben, was indessen nicht der Wahrheit entsprach. . . daß die Gerüchte, denen der Assessor im Vollgefühl seiner geretteten männlichen Ehre immer neue Nahrung gab, die Familie zwangen, die Stadt zu verlassen, daß Lisa mir später durch einen Zufall wieder begegnete (kaum ein Jahr nach jenen Vorfällen), daß der neue Ernst, die tiefe Schamhaftigkeit eines verwundeten Herzens sie nur noch schöner gemacht hatte und — daß sie schließlich meine Frau wurde.“

S. schwieg. Wir alle vermochten selbstverständlich auf diese Erzählung nichts zu sagen. Daß wir Jüngeren nach dem Anhören der Geschichte vom Gegenteil unserer Meinung überzeugt waren, kann ich nicht behaupten. Nachdem wir das Haus unseres Gastgebers verlassen hatten, waren wir uns schon wieder klar darüber, daß der Fall des Assessors ein Ausnahmefall sei, der gar nichts beweise. Er sei eben ein Idiot gewesen. Ein Idiot, jawohl. Einer aus der alten Schule. Daß es in der neuen keine Idioten gebe, war eine kühne Fiktion von uns. So ist nun einmal die Jugend. Sie läßt sich nur durch die Erfahrung überzeugen, selbst auf die Gefahr hin, sie allzu teuer bezahlen zu müssen.

**Reimsbachtal
bei Dittersbach**



Gedichte aus einem Zyklus von Marianne Bruns

Dalmatinische Stadt

An steinerne Berge gelehnt
steinern . . . blendend,
jahrhundertalt,
schläft und vergeht
die Stadt.
Blaues Meer . . . grauer Fels.
Sonne.
Aus verfallenen Kirchenschiffen steigen Zypressen.
Im offenen Turm
schaukelt schlafend der Glockenstrick.
Zögernd
wie im Traum
bam . . . bum
läutet die Glocke.
Aus zerbröckelnden Mauern, aus venetianischen Fensterbögen,
von Gesimsen und Balustraden,
farbselig, blütenschwellend,
wuchern Blumen, stürzen Gebüsche, steigen
in schlanken Säulen
saftstrotzend
hoch
Agaven.
Über die Festung hin weiden die Ziegen.
Draußen auf freiem Meer gleiten Schiffe vorbei.
An zerklüftete Klippen braust die See.
Eine Möwe . . . schreit.
Ein
Segel
kehrt heim.

Der Liebende wacht

. . . Horch . . .
Sie lacht im Traum.
Ihre schimmernde Kehle
zuckt.
Horch . . . Horch!
Die Gärten erklingen . . . Granatäpfel springen!
Leise
nur der ruhlosen Seele vernehmbar
mit platzendem Laut
sprengen erblühende Oleanderbäume ihre Blumenknospen . . .
An
springt ein Hauch.
Die seidige, schimmernd-fahle, perlmutterfarben-opale,
lebendige
Haut der See
weithin
erzittert.
Von einer fernen, seligen Insel her, die schon im Strahl der Morgenröte blüht,
zagend, erschauernd,
aufjauchzend zum ersten Licht
mit süßer, schmelzender, mit
betörender
Vogelstimme
Srili . . . Rili . . . Büli
Radatüli . . . Radatüli
büli
singt ein Tombük.
Erwachend rühren sich an ihrem Stein
die tauben Muscheln.
Auf
rauscht die See,
Auf braust das Licht.
Es wird Tag . . . es wird Tag.

1. An der Staupsäule

Strafvollzug im alten Breslau

Von Erich Klibansky

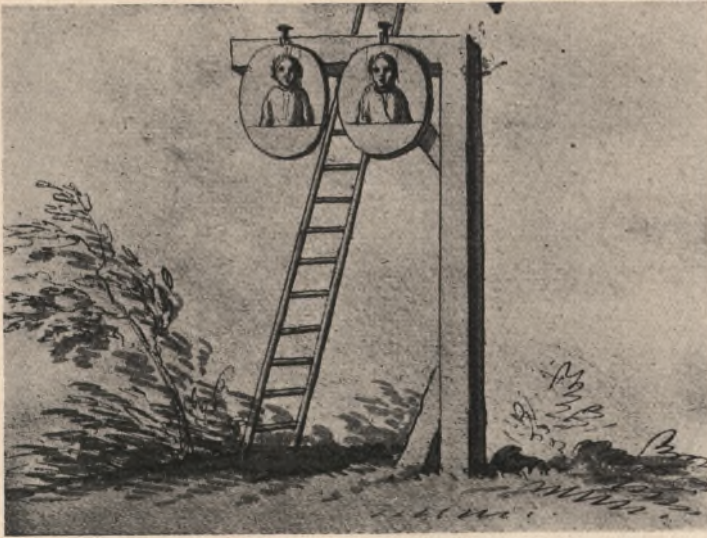


Bereits vor einigen Jahren hat Georg Schoppe in anderem Zusammenhange drei Zeichnungen in den „Schlesischen Monatsheften“ (Jg. 1925, S. 399 u. 402) veröffentlicht, die sich in den sog. „Malefizbüchern“ des Breslauer Stadtarchivs (Hs. J. 120, 4—5) befinden. Es handelt sich dabei um Skizzen eines zeichnerisch durchaus nicht unbegabten Stadtschreibers, der mit der Führung dieser Bücher betraut war und offenbar seine freie Zeit dazu benutzte, die Einträge über alle möglichen Arten des damals üblichen Strafvollzugs auf diese Weise überaus anschaulich zu illustrieren. Im folgenden sollen drei weitere, besonders interessante bildliche Darstellungen wiedergegeben werden.

Abb. 1 stellt eine Anprangerung vor. Das Original ist sogar farbig gehalten. Wir erkennen mit Leichtigkeit die Staupsäule, die noch heute am Breslauer Ring neben dem Ratshause steht, wo sie im Jahre 1492 vom Rate der Stadt als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit des Rates errichtet worden ist. Hier hat im Jahre 1771 die letzte Stäupung in Breslau stattgefunden. Über den Sachverhalt, der unserer Zeichnung zugrunde liegt, erfahren wir aus dem Malefizbuch (4 fol. 194) genauere Einzelheiten:

Einzelheiten:





3. Gehangen, aber nur „in effigie“

„Anna Maria Müllerin hatte sollen vermöge des allhier den 9. Septembri anno 1711 ergangenen Sentenzen wegen ihrer verübten Kupplereyen etc. mit 24 Streichen zur Staupen geschlagen und auf ewig verwiesen werden. Nachdem sie aber hierauf an Ihro Kays. Maytt. pro Gratia recurrirret, ist selbte nach laut des d. d. 24. April 1712 abgelassenen und den 18. May jüngsthin allhier eingelauffenen Königl. Pragerischen Appellations-Rescripts von allerhöchstgedachter Ihro Kays. Maytt. dahin allergenädigst aggratiiret worden: Daß sie eine Stunde am Pranger mit der Rutten in der Hand vorgestellt, und so dann gegen einer geschworenen Urphede des Landes auf ewig verwiesen werden solle.

Welches Urthel auch den 21. May darauf ietzt lauffenden 1712 ten Jahres an ihr derogestalt exequirit worden: Daß sie außm Stocke gebundener, jedoch ohne Rutten hervor geführet umb 9 Uhr an Pranger gestellet und in ihre zimlich hart gebundenen Hände eine sehr große Rutte gesteckt worden, die sie also biß umb 10 Uhr halten mußten.“

Abb. 2 zeigt die Vollstreckung einer Räderung, und zwar handelt es sich um eine sog. „Räderung von oben“, bei der zunächst Kopf und Halswirbelsäule des Deliquenten mit dem Rade zerschmettert wurden. Diese Strafe ist noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelegentlich in Deutschland über Mörder, Brandstifter, Straßen- und Kirchenräuber verhängt worden. Oft wurde auch eine andere Form der Räderung gewählt, indem der Körper eines mit dem Schwert gerichteten Verbrechers noch auf das Rad geflochten wurde, wie es in Breslau zuletzt am 15. Oktober 1797 geschehen ist.

Eine besonders interessante Form des Strafvollzugs sehen wir endlich auf Abb. 3. Leider finden sich keine näheren Angaben über die Begleitumstände dieser Hinrichtung „in effigie“. Offenbar sind die Deliquenten entkommen, so daß sich der Scharfrichter mit der Befestigung ihrer Bildnisse am Galgen begnügen mußte. Von einem ähnlichen Fall wissen wir aus dem Jahre 1767. Damals wurde ein „landesflüchtiger betrügerlicher Banqueroutier vor infam erklärt und dessen Name auf einer Tafel durch die Hände des Scharfrichters an den gemeinen städtischen Diebesgalgen, mit Vorbehalt der an seiner Person bei dessen Habhaftwerdung zu vollziehender Strafe, angeschlagen und durch die Intelligentes und Zeitungen dem Publico zur Warnung und Achtung bekannt gemacht.“

Wahrzeichen und Schutzmarken

Von **Gebrauchsgraphiker Artur Schwarz**

Am Anfang aller Kultur steht das symbolische Zeichen; es läßt sich bis in die Urgeschichte der Menschheit zurückverfolgen. Sobald die Menschen beginnen, dem geheimnisvollen Geschehen in der Natur nachzuspüren, ahnungsvoll den verborgenen Sinn der über ihnen wal tenden Kräfte aufzudecken, versuchen sie, den unfaßbaren Vorgängen symbolische Darstellung zu geben mit der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit der allgemeinsten und einfachsten Zeichen. So entstehen die Sinnbilder für die vier Elemente, für die Planeten, für die Monate. Im Religionskultus besonders bedienen sich die Wissenden solch geheimer Zeichen. Die mystischen Symbole des indischen Hakenkreuzes (Swastika), des christlichen Kreuzes oder Doppelkreuzes, des jüdischen Davidsternes haben als Ausdrucksformen bestimmter religiöser Kulturen durch Jahrtausende ihre unverminderte Kraft und Lebendigkeit bewahrt. Die innige Verbundenheit der Menschen mit diesen Zeichen ist ein Beweis für die suggestive Wirkung elementarster Formen.

Daß in unserem Kulturkreis das Zeichen des Kreuzes als Sinnbild des Christentums vorherrscht, ist nicht verwunderlich; in zahllosen Abwandlungen bringt es immer wieder neue Formbildungen hervor. Wir sehen es in den Monogrammen der alten Herrscher, Pipin des Kurzen, Kaiser Karls, Otto des Großen, und ebenso im Reichsapfel finden wir als Ausdruck der Weltherrschaft das auf dem Zeichen der Erde ragende Kreuz. Die noch eng mit dem Volksempfinden verwachsene Kunst des Mittelalter bringt eine Fülle fesselnder Schönheit in die Zeichen, die eine enge Verwandtschaft mit den Runen der alten Germanen aufweisen. Auch ohne Sinn und Bedeutung noch ganz erfassen zu können, bewundern wir die Mannigfaltigkeit der Erfindung, die ausdrucksvolle Gestaltung und knappe Einfachheit. In höchster Blüte stehen die Steinmetzzeichen, die magischen, astronomischen und chemischen Zeichen, die Haus- und Familienmarken, die ursprünglich zur Kennzeichnung des Besitzes an Hausgeräten und Vieh — daher stammen die Gestütsmarken — später auch der Waren dienen. Manche davon sind durch die mit ihnen verknüpften Persönlichkeiten — Fugger, Welser — weithin bekannt geworden. Alle diese Zeichen sind Merkmale einer einheitlich gerichteten geistigen Welt, einer gesunden Zeit, die noch imstande war, Empfindungswerten mit einfachsten Mitteln künstlerischen Ausdruck zu geben.

Eine große Bereicherung erfahren diese abstrakten Zeichen mit der Entwicklung der Heraldik, die die gesamte Welt der Pflanzen und Tiere, die Türme und Burgen, selbst den Menschen einführt und mit diesen konkreten Dingen ein neues Leben, eine andere Note hereinträgt. Die Zünfte und Innungen gestalten ihre Wahrzeichen mit dem für ihren Beruf charakteristischen Arbeitsgerät oder Schutzpatron; so führen die Maler, früher Schilderer genannt, drei Schilde, die noch heute das Künstlerwappen bilden; interessant sind wegen ihrer Vielfaltigkeit und knappen formalen Durchbildung die Signete der Goldschmiede. In verschiedenen Künstlersignaturen erkennen wir schon die Beziehungen zum Namen; weltberühmt ist Dürers Monogramm mit dem großen A in Form einer Tür (ursprünglich Dürer-Türer); Walter Crane setzt einen Kranich in sein großes C.

Diese Freude am Konkreten, Sinnfälligen findet sich auch in den italienischen Drucker- und Verlegerzeichen des 15. Jahrhunderts. Anfangs zeigen sie eine allgemeine typische Form, die nur leichte Abwandlungen erfährt, in dem bis heute für das graphische Gewerbe überlieferten Symbol des auf der Weltkugel stehenden Kreuzes, wie wir es vom Reichsapfel her kennen. Aus diesem Typus entwickelt sich, zunächst nur schüchtern, das individuelle Zeichen durch Hinzufügung aus dem Namen hergeleiteter sprechender Bilder wie Turm, Drache, Brunnen usw. Diese machen sich von der Umgebung frei und führen ein eigenes Leben als Marke. Die Einheit von Schrift und Bildwerk, die Wahrung des typographischen Charakters zeugt von dem künstlerischen Taktgefühl jener Drucker.

Der merkantile Zweck des Geschäftszeichens, eine Bürgschaft zu sein für Herkunft und Güte der Ware, ist bestimmend in den künstlerisch hochwertigen Holzschnitten der holländischen Tabaketiketten, die allerdings zu bildmäßig und kompliziert sind, als daß wir sie als Warenzeichen in unserem Sinne ansehen könnten; aus ihnen haben sich die charakteristischen Zigarrenpackungen herausgebildet. Dem Wesen einer Schutzmarke entsprechen weit mehr die weltbekannten Zeichen der Porzellan-Manufakturen; die sehr einprägsame und ganz einfache Meißener Marke mit den zwei gekreuzten Schwertern ist ein schlagender Beweis.

Das 19. Jahrhundert bedeutet, von einigen wenigen und wenig beachteten Ausnahmen abgesehen, einen völligen Niedergang und Verfall. Die Künstler fühlen sich zu erhaben über eine Tätigkeit, die nicht der freien und hohen Kunst gilt, und diese Lebensabgewandtheit macht das Feld frei für jeglichen Dilettantismus, der zu einer Abstumpfung des Qualitätsgedankens und -gefühls führen muß.

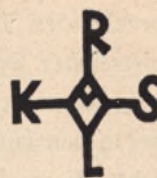
Der lebendige Zusammenhang zwischen Kunst und Volk, der vergangenen Jahrhunderten so reizvolles Gepräge gibt, geht verloren, und mit ihm die unmittelbare Kraft und Frische. Aus dieser Trostlosigkeit ragen Einzelercheinungen auf wie die weltbekannte Zwillingssmarke der Henckelswerke, die vorbildlich ist in ihrer Knappheit und Klarheit; ein Zeichen der Zeit ist es, daß sie von einem Ingenieur entworfen ist. Ein krasses Beispiel typographischer Entartung, Zeugen blutigsten Dilettantismus sind die noch immer gebräuchlichen geschmacklosen, verschnörkelten Studentenzirkel. Sollte es nicht beherzten Männern, die offenen Sinn haben für den geistigen Ausdruck der Zeichen, möglich sein, den alten Zopf radikal abzuschneiden und von Künstlerhand neue Sinnbilder schaffen zu lassen, die der Kultur unseres Zeitalters würdig sind? Sollen die geistigen Führer des Volkes in diesen Dingen zurückstehen hinter den Kaufleuten, die den Mut aufgebracht haben, alte, geheiligte, traditionelle Firmenzeichen umzugestalten? So hat Bernhard das Manoli-M auf eine verblüffend einfache Form ge-



bracht, so habe ich aus dem alten Wahrzeichen der Mohren-Apotheke eine moderne Marke geschaffen.

Der Weit- und Weltblick des Kaufmanns ist immer, sei es auch nur aus Gründen geschäftlichen Vorteiles, neuen Ideen zugänglich; ihm ist es auch zu verdanken, daß um die Jahrhundertwende ein neues Künstlergeschlecht mit neuer Lebensauffassung, unbekümmert um Hohn und Spott, sich von der unfruchtbaren Ideologie der „freien“ Kunst lossagt, sich freiwillig in den Dienst von Industrie, Handel und Gewerbe stellt, sich dem realen Leben zuwendet, das genug künstlerische Aufgaben bietet. Ein wichtiges Arbeitsgebiet bildet die Reklame, und es entsteht die bisher unbekannte Reklamekunst. Ohne Tradition, ohne Grundlage muß aus dem Zeitgeist selbst heraus der neue Stil gefunden werden; es ist also nicht zu vermeiden, daß bei diesem Gären und Wallen, bei diesem Tasten und Suchen nach neuen Ausdrucksformen das künstlerische Temperament manchmal weit über das Ziel hinausschießt. Das klassische und repräsentative Zeichen dieser stürmenden und drängenden Übergangskunst bildet das von dem frühverstorbenen Otto Eckmann für die Woche gezeichnete Signet, die bekannte „7“, die durch die eigenartige Gestaltung und eindeutige Symbolik noch heute zugkräftig ist und immer bleiben wird.

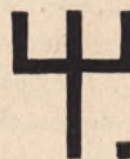
Zu allen Zeiten steht das Zeichen im engsten organischen Zusammenhange mit der Kultur als Symbol der geistigen und wirtschaftlichen Struktur. An die heutige Schutzmarke werden besondere, aus unserer Kultur und unserem Wirtschaftsleben erwachsene Anforderungen gestellt. Sie macht kein Geheimnis aus sich wie frühere Zeichen, sondern sie zieht die weitesten Kreise um sich über das Volk hinaus um die ganze Welt, die sie erobern will. Der Reklame dienstbar, ist sie ganz und gar auf den Werbezweck eingestellt und verlangt dementsprechende Eigenschaften. Nicht erzählen will sie, sondern packen und hinreißen, mit suggestiver Kraft den Blick fesseln und sich im Gedächtnis verwurzeln. Das ist ihr Daseinszweck und -wert. Denn auf ihr, der kleinen Marke, baut sich das große Gefüge der ganzen Reklame auf; sie ist der Grundstein und zugleich das Wahrzeichen und Symbol für Herkunft und Güte. Sie kehrt in jeder Werbeart in verschiedenen Formaten wieder und muß sich in der mannigfaltigsten Umgebung ebenso sicher behaupten und durchsetzen wie für sich allein. In der Form scharfumrissen und einprägsam, im Ausdruck knapp und treffend, ist sie ein Einmaliges, Eigenartiges, Individuelles. Zu diesen allgemeinen Voraussetzungen treten für die einzelne Marke Bedingungen eigener Art. Sie muß den Besonderheiten der ihr eigentümlichen Aufgabe angepaßt sein und sofort ihre besondere Bedeutung und Bestimmung erkennen lassen. Für die spezielle Hervorhebung der Art des Erzeugnisses, des Unternehmens, des Namens oder des Ortes wird es notwendig sein, die Beziehungen von Ware und ihrem Ursprung, von Hergestelltem und Hersteller eindeutig in augenfällige Ideenverbindung zu bringen, den Charakter der Marke ganz aus ihrer eigenen Welt heraus zu gestalten.



Monogramm
Karl
des Großen



Warenzeichen
des
Hauses Welsch



Warenzeichen
des
Hauses Fugger



Monogramm
Albrecht Dürer



Schutzmarke
für Meißener
Porzellan



Marke
der Stahlwerke
J. A. Henckels



Otto Eckmann:
Zeichen
der Zeitschrift
„Die Woche“

Zu den wirksamsten und glücklichsten künstlerischen Mitteln gehören die sprechenden Buchstabenbilder, die das Allgemeine mit dem Besonderen in geistreicher Symbolik verbinden.

Jeder dieser Forderungen einzeln gerecht zu werden, ist schon schwierig; aber diesen ganzen Aufgabenkomplex in einem einheitlichen Ganzen auf die einfachste Formel zu bringen, das verlangt etwas mehr als nur Technik oder Handwerk. Von einer völligen Verkennung des Problems zeugen die ungezählten geist- und witzlosen Gebilde, die sich als Warenzeichen aufblähen möchten, ohne auch nur eine einzige Bedingung zu erfüllen. Aus unklarem Wollen unter falschen Voraussetzungen erzeugt, vegetieren sie als warnende und abschreckende Beispiele dahin. Wer kennt nicht alle jene langweilig verschlungenen Initialen — das B = Breslau darf ja nicht fehlen —, jenen Wust nach Schema F von Reklamebüros, Schildermalern und ähnlichen „Kunstbetrieben“ fabrizierter Dutzendware?

Die Differenziertheit der Aufgabe, die Summe der Schwierigkeiten geistiger Art machen den Entwurf der Schutzmarke zu einem sehr komplizierten aber ebenso interessanten Problem. Das künstlerische Schaffensprinzip, das stets von der Vielfältigkeit der Erscheinungen zur Vereinfachung strebt, muß hier bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführt werden, bedeutet doch die Marke den Extrakt einer Vielheit von Gedanken. Das kleine, geschlossene Kunstwerk in seiner Einfachheit und Selbstverständlichkeit ist das Ergebnis eines oft sehr langwierigen, mühevollen geistigen Arbeitsvorganges. Abstrakt oder konkret, ernst oder witzig, graziös oder wuchtig, wird es geschaffen aus dem persönlichen Geist des schöpferischen Künstlers, aus seiner Phantasie, aus seinem Temperament. Eine Reihe besonderer Fähigkeiten und Eigenschaften bilden die dafür notwendige Voraussetzung: sicheres Gefühl für die Schwarz-Weiß-Wirkung, originelle Erfindungsgabe, strenge Konzentrationsfähigkeit, knappe Formensprache, Instinkt für Werbekraft und psychologisches Empfinden.

Es ist erfreulich, daß wir auch in Schlesien eine Anzahl Künstler haben, die in diesem kleinen Kunstzweig Vorzügliches leisten und wie der kaufmännischen Schutzmarke so auch dem privaten Signet einen eigenen Reiz und eine besondere Note zu geben vermögen. Durch die neueren Bestrebungen, wieder Haus- und Familienwappen erstehen zu lassen, wird bei vielen der Wunsch erweckt werden, zu eigener Freude und zu eigenem Gebrauch solch ein Zeichen zu besitzen. Wir haben aus vergangenen Jahrhunderten eine gute Tradition, wir haben auch die künstlerischen Kräfte, die darauf im Geiste und mit dem Formenwillen unserer Zeit aufbauen können. Sie brauchen nur nutzbar gemacht zu werden. Jeder, der einen kleinen Baustein beiträgt, arbeitet mit an dem Fortschritt und an der Gesundung der künstlerischen Kultur unseres Volkes.



Artur Schwarz:
Schutzmarke
Wurstfabrik
Krusch



Artur Schwarz:
Schutzmarke
Buch-Baender
Breslau



Artur Schwarz:
Schutzmarke
Mohren-
Apotheke



Erich Murcken:
Marke
Wäscherei
und Färberei
Beerens, Breslau



Alfred
Buchwald:
Verwertungs-
zentrale



Erich Murcken:
Marke Travisé-
Seide"



Josef Sobainsky
Marke
Alice Pusch

VATER UND SOHN

Zur Lebensgeschichte Johann Christian Günthers

Von Wilhelm Krämer

Während die Gestalt Günthers, des Dichters, es sich gefallen lassen mußte vom Urteil der Nachwelt gerichtet und verzerrt, erhoben und verworfen zu werden, entzog sich bisher das Bild seines Vaters gänzlich der Erfassung und Einordnung in geläufige Kategorien der Bejahung und Verneinung. Es wurde nur als Spiegelbild aus der Dichtung des Sohnes sichtbar, schwankend, in seinem Wesen unbestimmbar, einmal scheinbar verdunkelt vom Haß des Sohnes und das andere Mal scheinbar erleuchtet von seiner Liebe. Jetzt erst, mehr als zweihundert Jahre nach dem Tode des Dichters, wird es, entrückt dem Zwielficht der Gefühle und der mittelbaren Überlieferung, der unvoreingenommenen Betrachtung zugänglich. Form und Inhalt seines Wesens, Beschäftigung und Neigung des Vaters sind aus Form und Inhalt einer stattlichen Anzahl von großen und kleinen Aufsätzen und Mitteilungen zu erkennen, die er für die von dem Breslauer Gelehrten Dr. Joh. Kanold herausgegebene Vierteljahresschrift („Sammlung von Natur- und Medizin- . . . Kunst- und Literaturgeschichten“ 1717—1726, ergänzt und fortgesetzt von E. Büchner in Erfurt) lieferte und die von mir bei den Vorarbeiten zu einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke J. Chr. Günthers aufgefunden worden sind. — Ein ausführlicher Bericht über die Aufsätze selbst wird später erscheinen. D. Vf.

Im April 1722 richtete Johann Christian Günther an seinen Vater, den Striegauer Stadtarzt, eine 416 Verse zählende Bittschrift, worin er ihn mit aller Kindlichkeit seines Gemütes und aller Überredungskunst seines Verstandes beschwor, die Verleumdungen eitler und mißgünstiger Pfaffen und Advokaten, die ihn ins Elend gejagt, zu vergessen und ihm, dem demütig Bittenden, wenigstens eine Aussprache zu gönnen. Aber der Alte, der den von Krankheit und Elend zermürbten Sohn schon fünfmal ungehört von seiner Tür gejagt, blieb auch diesmal unerbittlich und tat so alles, um im Herzen des Sohnes und im Urteil der Nachwelt fortzuleben als der große väterliche Würger, der den begabtesten Dichter und einen der liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit einem frühen Tode überlieferte. Dies Verhalten des Vaters war so sinnbildlich und eindeutig, daß der erste und einzige zeitgenössische Biograph des Dichters es in die Formel pressen konnte, der Vater habe einen Brief mit den Worten „Vale bestia atheistica!“ geschlossen, worauf der Sohn erwidert habe: „Vale bestia superstitiosa!“ Wenn der Alte auch fünfzehn Jahre nach dem Tode des Dichters erklärte, dieser Bericht sei erdichtet und er habe an seinem Sohne mehr als ein Vater getan, so stehen dieser Abwehr jedoch gewichtige Mitteilungen vertrauter Freunde und vor allem das Werk Johann Christian Günthers selbst gegenüber mit der immer variierten Klage: „Alles, was ich denk und tu, wird durch deinen Zorn vergebens.“

Wollte man nun die Ehrlichkeit des Dichters, die nicht einmal von seinen Gegnern angezweifelt wurde, und die Wahrheit seiner Darstellung bestreiten und die düstere Gestalt seines Vaters für eine Schöpfung seiner steigernden und verdeutlichenden Phantasie halten, so ermöglichen es heute die zahlreichen oben erwähnten Aufsätze und Berichte aus der Feder des alten Günther, eine objektive Anschauung von seinem Wesen zu gewinnen. Das wenige datenhafte Material, das der alte Günther bietet, wird durch Kirchenbucheintragungen ergänzt und zudem vervollständigt durch die Werke des Dichters, der mit Vorliebe alle Ereignisse seines Lebens durch genaue Angaben von Jahr, Tag und Stunde festlegt und begrenzt, allein dadurch

beweisend, welch zwingende Geltung die Realität für ihn hatte und wie sehr er eine Ordnung seines Daseins ersehnte.

Johann Günther, eines der elf Kinder eines Müllers und späteren Armenhäuslers zu Aschersleben, hatte sich nach entbehnungsreichem Studium in der armen schlesischen Stadt Striegau als praktischer Arzt niedergelassen und es schließlich zum angesehenen Stadt- und Invalidenarzt gebracht. Dem universalistischen Drange seines Zeitalters entsprechend — der allerdings neben überwältigenden Erscheinungen wie Leibniz die erbärmlichsten Vielwisser hervorbrachte — hatte er sich mannigfache Kenntnisse erworben, die weit über das unerläßliche Fachwissen hinausgingen und ihn befähigten, seinen einzigen 1695 geborenen Sohn in Medizin und Naturgeschichte, Latein, Griechisch und Hebräisch zu unterrichten und ihm historische und theologische Weisheit zu vermitteln, obwohl er bei seiner Armut nicht daran denken konnte, ihn studieren zu lassen und er daher ein Handwerk lernen sollte. Abhold aller Kurpfuscherei und der gewissenlosen Gewinnsucht der Arzneykünstler, immer hilfsbereit und darauf bedacht, seine Patienten möglichst billig zu heilen, verstand er es doch, seine geringen Einnahmen zu steigern. Mußte in damaligen Zeiten ein tüchtiger Arzt schon sowieso über eingehendes zoologisches, botanisches und chemisches Wissen verfügen, so trieb den alten Günther noch eine besondere Liebhaberei zur Beschäftigung mit Tieren und Pflanzen. Der von ihm in seinen Aufsätzen mehrfach zitierte Caspar Schwenckfeld, der „schlesische Plinius“, scheint wie in seinen naturphilosophischen Ansichten so auch in der Arzneykunde sein Vorbild gewesen zu sein. Was der Chronist von Schwenckfeld überliefert, das trifft auch Wort für Wort auf Johann Günther zu: „Er habe nicht daran gedacht, mit scheinbarer Geschäftigkeit nichts zu tun, noch auch seinen eigenen Ruhm und Reichtum zu mehren, sondern einzig und allein das Wohl des Kranken im Auge behaltend, sei er so einfach und zugänglich gewesen, daß er keine Bedenken getragen habe, die leichter erreichbaren Heilmittel des kostspieligen und umständlichen und die Vereinfachung der Rezepte der Vermehrung der Ingredienzien vorzuziehen.“ Statt mit dem berühmten Mithridat, das aus 53 verschiedenen Bestandteilen hergestellt wurde und dementsprechend im Preise stand, setzte er seinen Ehrgeiz daran, mit natürlichen pflanzlichen Tinkturen, seinen „schwarzen Tropfen“ etwa, zu kurieren und so im kleinen sein Vermögen zu mehren. Schon vor Tagesanbruch besorgte er seinen ausgedehnten und reichhaltigen Obst- und Heilkräutergarten, beschnitt, band und pflanzte, unterrichtete dabei seinen Sohn, um dann erst ebenso gewissenhaft seine Praxis auszuüben. Aus dem Verkauf von Gemüse und Obst und aus seiner Orangerie und anderen Lust-Gewächsen löste er nach seinen eigenen Worten jahraus, jahrein manchen Reichstaler, bis ihm der große Striegauer Brand 1718 die Arbeit von drei Jahrzehnten vernichtete und ihn zwang, seinem studierenden Sohne auch gelegentliche Unterstützungen fortan zu entziehen. Nach dem Brandunglück fand der alte Günther ein neues Erwerbsgebiet in schriftstellerischer Betätigung und hatte nun Gelegenheit, am eigenen Leibe zu erfahren, daß die Führung der Feder nicht durchaus zu den brotlosen und unbefriedigenden Künsten gehörte, um derentwillen er immer den Sohn gehöhnt und schließlich auch verworfen hatte. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, wenn man liest, daß genau zu der Zeit, wo der ungeberdige Sohn auf dem Sterbebett lag, der Vater mit pedantischer Weitschweifigkeit, jedoch klar und sachlich „Nachrichten von einigen Insectis oder Ungeziefer, besonders der Eich-Bäume“ gibt, daß er

gleich nach dem Tode des Sohnes wiederum eingehend von Bienen und Mayen-Käfern, von Eich-Äpflein und Ameisen und von einer großen schön-colorirten Raupe und deren Schmetterling berichtet und abermals und immer wieder vom Danßkacker und vom Rosen-Käfer, von Heuschrecken und so fort. Grotesk, wenn er, während der Sohn auf seinem Marterlager in Jena einen guten Freund um Speise bittet, erklärt: „Wenn die genaue Beschreibung derer Insectorum auch sonst keinen andern Nutzen mehr hätte, so wäre doch derjenige schon genug, daß man die Weisheit und Allmacht Gottes an diesen so kleinen und verächtlichen Thierchen ratione structuræ et sollertiae am meisten zu bewundern hat. Dahero deren Betrachtung von keinem als Unverständigen kan getadelt werden, weil solche Leute dieselben nur ohngefähr, obenhin und ohne Bedencken anzuschauen pflegen; da hingegen ein Weiser eine tieffere Einsicht in die Wercke Gottes auch in diesen niedrigen Dingen zu gebrauchen bereit ist.“ In seiner großen Bittschrift hatte Johann Christian Günther den Vater gefragt:

„Läßt man doch verdorrten Bäumen zu Erholen etwas Zeit:

Gilt ein Mensch nicht mehr als Bäume, noch ein Kind als fremder Neid?“

Nun, nachdem dem Dichter der „Frühling in Angst vergrünt und wie ein Strom dahingefahren“, gibt der Alte die Antwort: Er erzählt von den Pflöpfreisern, die er sorgsam gehegt und überwintert hat, von Äpfeln, Birnen, Aprikosen, von Quitten, Maulbeer-, Zitronen- und Orangenbäumen, von Glashäusern und von Mistbeeren.

All das, was seinem Verstande zugänglich war, was er experimentell untersuchen und messen konnte, erfüllte des alten Günther Leben und Liebe — und all das hat er seinem Sohn mitgeben können: das rationalistische Wissen seines Zeitalters, und hat sich mit dieser Gabe die ehrliche Dankbarkeit Günthers erworben; und mehr noch: er hat ihm tatsächlich auch eine Weltanschauung mitgegeben, die Anschauung Leibnizens von der besten aller Welten, und hat ihn gelehrt, die Dinge und Erscheinungen dieser Erde scharf zu beobachten und eindeutig zu beschreiben: die naturnahe, realistische Gestaltung in vielen seiner besten Gedichte wird väterliches Erbteil sein. Alles andere aber, was nicht zu beschreiben, zu messen und zu registrieren ist, was durch keine Berufung auf Autoritäten verbürgt und gerechtfertigt wird, konnte der Alte nicht verstehen. Seine Welt war schön und gut noch in den kleinsten Teilen, sein, des Kirchengläubigen Gott allmächtig und allgütig, während der Sohn den Zweifel an aller menschlichen und göttlichen Satzung erlebte und sich, ausgeschlossen von Familie und Religionsgemeinschaft, Sinn und Ordnung der Welt und seines eigenen Daseins erst erkämpfen und erbluten mußte. Dies Verhältnis zwischen Sohn und Vater erinnert merkwürdig oft an den Gegensatz zwischen Günther und Brockes, an den Kampf des einsamen Schlesiens in und mit zwei Zeitaltern, Barock und Aufklärung. In dem Streit zwischen Vater und Sohn findet das Problem der Aufeinanderfolge und Durchdringung zweier Epochen der Geistesgeschichte seine sinnfällige Verkörperung. Günther ist unauflöslich mit den ab- und zuflutenden Kräften seines Zeitalters verbunden, er wächst aus ihnen, aber er wächst über sie hinaus.

Jetzt, wo die Aufsätze des Stadtphysikus, die Schilderungen des Baum- und Blumenzüchters, vorliegen, erscheint nicht nur die Gestalt des Vaters in deutlicherem Licht — auch die Jugendlichtung des Sohnes wird greifbarer und buchstäblich wirklicher. Wenn der heutige Leser dazu neigt, die Salben und Gerüche, die kostbaren Kräuter und Essenzen in Günthers

frühen Gedichten für poetische Requisiten zu halten, die er, noch unfähig zu eigenem Erleben und Gestalten, der Tradition gemäß übereifrig benutzt habe, so zeigt sich jetzt, daß all diese Dinge einen geradezu sinnlichen Erlebniswert für ihn besaßen. (Eine andere Frage ist es, wie weit er fähig war, diesen sinnlichen Gehalt verstandesmäßig zu ordnen und seelisch zu gestalten.) Es hat nicht nur symbolische Bedeutung, wenn auch der reife Günther immer wieder von dem verlorenen Paradiese spricht — er spricht von dem Paradies seiner Kindheit, von dem Blumengarten zu Striegau. Und wenn das in äußerem Sinne Barocke, das blumig Wuchernde und Süße mehr und mehr aus seiner Dichtung schwindet, so ist das nur ein Zeichen für einen ganz realen Vorgang, für seine Entfremdung von der Heimat. Sein Leben nach dem Verlassen des Elternhauses und nach dem Abschied von der Geliebten ist ein einziges Suchen nach dem verlorenen Paradiese, ist, wie es Günther schon sehr früh formuliert, ein Reifwerden zum Tode, die Rückkehr eines Einsamen in das umfassende Dunkel. Sein unendlicher Liebesdrang treibt ihn, alles zu versuchen, um eine hegende Gemeinschaft zu finden. Wie mit dem leiblichen Vater, der ihn verstieß, so rechtet und höhnt er mit dem himmlischen; wie mit jenem so kämpft er mit diesem, erbitterter nur, unbedingter und intensiver, bis zum Erlöschen seiner Individualität. Wie die Enden eines Bogens reißt er die Pole Tod und Liebe zusammen in gewaltiger Spannung, Rausch und Verwesung zu einer einzigen Melodie, nur in solcher Polarität erzeugt sich der große, immer auf Unendliches gerichtete Schwung seines Lebens. Während der Alte naturwissenschaftlich zu beweisen versucht, daß „aus Tod und Fäulnis kein Leben entstehen könne und die Natur an und vor sich selbst nichts Außerordentliches intendire, als nur wenn sie zufälligerweise an ihrer Intention verhindert wäre und wider ihren Zweck in Confusion gerathen“, heißt es bei dem Sohn, als er der Geliebten einen Ring mit einem Totenkopf überreicht, kurz und bündig:

„Wie schickt sich aber Eis und Flammen,
Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.“

Und ein andermal: „Verwesung bringt Vollkommenheit.“

Günthers Leben und Dichten, immer auf das Außerordentliche und Anormale zielend, mußte seinem Vater, der bei seiner naturwissenschaftlich-experimentierenden Weltbetrachtung nur nach der meßbaren Nutzbarkeit und Regelrichtigkeit der von Gott geschaffenen Kreaturen fragte, ein gottloses Märchen werden. (Daher: „Vale bestia atheistica!“) Und dem Sohn erschien umgekehrt ein Mensch, der nicht das schöpferische Wechselspiel von Tod und Liebe begreifen konnte und der zudem aus Rücksicht auf Stellung und Ruf das eigene Blut verleugnete, als ein abergläubischer Finsterling (gerade mit diesem Wort sucht er des Vaters Verhalten zu kennzeichnen, daher also „Vale bestia superstitiosa!“), über den er für alle Zeiten den grausigsten Fluch verhängt hat:

O daß doch nicht mein Zeug aus Rabenfleisch entsprossen!
O daß doch dort kein Fluch des Vaters Lust verbot!

O wär' doch seine Kraft auf kaltes Tuch geflossen!
 O daß doch nicht das Ei, in dem mein Bildnis hing,
 Durch Fäulung oder Brand der Mutter Schoß entging,
 Bevor mein armer Geist dies Angsthause eingenommen!
 Jetzt läg ich in der Ruh bei denen, die nicht sind,
 Jetzt dürft ich ärmster Mensch und größtes Elendskind
 Nicht stets bei jeder Not vor größrer Furcht umkommen.
 Verflucht sei Stell und Licht!*) —

*) Str. 6, 2-7, 1 des Gedichtes „Geduld, Gelassenheit, treu, fromm und redlich sein . . .“ — Ausgehend von Litzmanns „Textkritik“ (1880), in der dieses Gedicht zum ersten Mal veröffentlicht wurde, bringen alle neueren Abdrucke die falsche Lesart „Verflucht sei Welt und Licht!“, obwohl bereits Wittig („Neue Entdeckungen . . .“ 1881. S. 280 ff.) auf eine Mitteilung Markgrafs, des früheren Direktors der Breslauer Stadtbibliothek, hin den richtigen Text übermittelte.

„Licht wird von Günther oft in der Bedeutung „Geburtstag“ gebraucht; „Stell und Licht“-Geburtsort und Geburtstag. Die Pointe des Gedichtes erhält so eine wesentlich andere Richtung als bei der ersten Lesart.

Die von Litzmann mitgeteilte, eigentlich sinnlose Überschrift des nur in einer einzigen Abschrift auf der Breslauer Stadtbibliothek erhaltenen Gedichtes: „Als er durch mündlichen Trost bei der Ungeduld gestärket wurde,“ heißt richtig: „Als er er durch innerlichen Trost . . . gestärket wurde.“

Ein unbekannter Renaissance-Torbogen

Von Dr. Gotthard Agath, Breslau

Ältere Leute werden sich gewiß noch jener Zeit der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts erinnern, als vielfach unkünstlerische Hände alte Baulichkeiten einfach abrisen, um an ihre Stelle etwas geschmackloses Neues zu setzen. Freilich mußte manches stilvolle Haus auch aus Baufälligkeitsgründen abgerissen werden, und manches künstlerische Gut ging dabei zugrunde.

Wenig bekannt ist es, daß es dem Kunstsinn und Weitblick eines Breslauer Bürgers zu danken ist, wenn vieles, was sonst der Spitzhacke zum Opfer gefallen wäre, gerettet wurde.

Eine Tages ging George Agath auf der Suche nach solchen dem Tode geweihten Altertümern, die er mit vollendetem Geschmack in seinem gerade im Bau befindlichen Hause draußen vor den Toren der Stadt unterbrachte, die Schmiedebrücke herunter. Lautes Klopfen verkündete ihm schon von weitem, daß an einem der alten Häuser Bauleute tätig waren. Die oberen Stockwerke waren schon abgetragen, nur das Erdgeschoß und das darin befindliche Tor war noch erhalten. Und welch' ein Tor! Es war das Werk eines Künstlers. „Adam und Eva“ hieß das Haus, Schmiedebrücke 54, welches wegen Baufälligkeit einem Neubau weichen sollte. Schnell wurde der Mauerpolier herbeigerufen. Eine kurze Unterredung, und das Zerstörungswerk wurde eingestellt. Für einen geringen Kaufpreis erwarb George Agath das Portal, das in den nächsten Tagen sachkundig aus dem Mauerwerk herausgeschält wurde.

Als es, in einzelne Stücke zerlegt, an seinem neuen Bestimmungsort anlangte, wurde zunächst eine gründliche Reinigung vorgenommen. Die in mehreren Lagen dick darauf sitzende Ölfarbe mußte erst herunter, ehe die ganze Schönheit der Steinmetzarbeit des Sandsteinbogens zutage trat. Deutlich erinnere ich mich, wie ich als Junge zwischen den Arbeitern, die mit Lauge und Seifenwasser herumwuschen, das allmähliche Zutagetreten verfolgte. Schließlich erstand, vom Maurer mit einer dünnen Schicht Ziegeln gestützt, das Portal auf einer besonders



Renaissance-Torbogen von einem alten Breslauer Hause, heute im Garten der Villa Agath

günstig gelegenen Stelle unseres Gartens in seiner ganzen Schönheit. Hier steht es noch jetzt, umrankt von wildem Wein.

Wie das Bild zeigt, bilden großblättrige Phantasieblüten und menschliche Köpfe, sich abwechselnd, das dekorative Element der beiden Pilaster und des eigentlichen Bogens. Ein Männerantlitz mit starkem, ungarischem Schnurrbart, vorstehenden Backenknochen und stilisiertem Haar steht im Gegensatz zu dem vollen Gesicht einer Frau mit merkwürdigem Kopfputz. Dieselben Typen erscheinen in den Runddecken des Portals. Fast vollplastisch treten sie aus dem feinen Lineament des Untergrundes hervor. Desgleichen verrät der in der Mitte des Bogens befindliche Löwenkopf die Hand eines geübten Künstlers.

Wegen der beiden menschlichen Köpfe kam das Haus wohl zu der Bezeichnung „Adam und Eva“. Näheres ist nicht bekannt.

Vergleicht man das Portal hinsichtlich Gestalt und Art der künstlerischen Ausschmückung mit ähnlichen dieser Zeit, wie z. B. einem Torbogen in Görlitz, Peterstraße 10, oder dem jetzt im Schloßgarten zu Rohnstock befindlichen, dem Hause Ring 1 in Liegnitz entstammenden Portal, so springt die Ähnlichkeit in die Augen. Ihre Entstehungszeit liegt in der Mitte des 16. Jahrh., wo die Sprache der italienischen Renaissancekunst deutsche Künstler beeinflusste. Ein solches Beispiel ist der Torbogen. Nicht viel hätte gefehlt, und er wäre heute nicht mehr.

Sterbende Krankheiten

Von Professor Dr. Georg Rosenfeld

In der drückenden Hast des Lebens kommen die Menschen selten dazu, sich einen Überblick über das zu gestatten, was sich in ihrem Leben gegen früher geändert hat. Zwar genügt ein Blick in das Schaufenster eines Delikatessengeschäftes, um zu zeigen, daß heutzutage der einfachste Bürger besser leben kann als ein Herzog des Mittelalters; denn woher hätte das Mittelalter alle die Fleischarten, Fische, Gemüse, Südfrüchte haben sollen, die heute für relativ billiges Geld zugänglich sind? Es genügt ein Blick auf die vielen Drähte, die sich durch die Straßen der Stadt spannen, um sofort Telegraph, Telephon, elektrisches Licht, elektrische Bahnen als ungeheueren Vorteil vor Augen zu führen. Flugzeuge, Luftschiffe, Eisenbahnen, Dampfschiffe, alle Arten Maschinen, Kino, Radio treten alsbald in die Vorstellung des Betrachtenden, um die schier ungläublichen Fortschritte der Kultur zu kennzeichnen. Und dabei vergißt unser Philosoph die Vorteile, die seine eigene Person durch eben diese Kultur erfahren hat, denn nicht nur, daß sein Leben und Eigentum in ganz anderer Weise gesichert ist als früher, wo jeder Kauffahrteizug durch Dutzende von Raubrittern gefährdet war, so ist auch im friedlichsten, äußerlich ungefährdetsten Leben eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen. Noch im Jahre 1800 betrug ein Menschenalter, d. h. das durchschnittliche Lebensalter, der Kulturmenschen 35 Jahre, und das ist so verlängert worden, daß es im Jahre 1921 schon 58 Jahre und zur Zeit wohl schon um 60 herum beträgt, d. h., daß es in 130 Jahren nahezu verdoppelt worden ist.

Verfolgen wir diese Gedankenreihe weiter, so sehen wir, daß in Breslau seit dem Jahre 1875 die 80 und über 80jährigen auf 183% gestiegen sind, und daß, wenn im Kriege nicht so viele 80-Jahr-Kandidaten der schlechten Ernährung erlegen wären, wir heute sicher mehr als die doppelte Zahl von 1875 an diesen Nestoren besitzen würden. Und was sind das für 80jährige Leute, die die geistige Frische und körperliche Elastizität haben wie früher ein 60jähriger!

Diese Zahl illustriert aber nur die große Wandlung in der allgemeinen Sterblichkeit, die vor 60 Jahren in Deutschland noch 29,6 auf 1000 Einwohner betrug, die aber im Jahre 1926 schon auf 11,7 pro 1000 zurückgegangen ist. Das besagt, daß, wenn wir die gleichen Bevölkerungszahlen annehmen, früher 1,8 Millionen in einer Bevölkerung von 60 Millionen starben, während jetzt nur noch 700 000 Menschen jährlich zu Tode kommen. Es sterben also jedes Jahr 1 100 000 Menschen weniger als früher.

Worauf dieser ungeheure Rückgang beruht, das ist leicht zu beantworten und die Antwort unschwer zu beweisen: alles dieses verdanken wir der Tätigkeit der Ärzte! Überlegen wir zunächst einmal einen einzigen Punkt: wie die Pockenimpfung unsere Bevölkerung völlig vor dem Tode an Pocken bewahrt. Wäre die Pockensterblichkeit noch so groß wie im 18. Jahrhundert, so müßten nach einer Berechnung von Kirchner jährlich 160 000 Men-

schen an Pocken sterben. Im Jahre 1924 ist aber im Deutschen Reich an Pocken ein einziger Mensch gestorben, im Jahre 1926 niemand! Und kein Mensch wird verkennen, daß diese Behütung der Menschen vor dem Pockentode der ärztlichen Pockenimpfung einzig und allein zuzuschreiben ist. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Segnungen der Pockenimpfung nur dann voll zustande kommen, wo ein Impfwang besteht, denn in den Ländern, in denen die Impfung laxer gehandhabt wird, wie in England z. B., treten mitunter Epidemien bis zu 10 000 Fällen auf.

Die Pocken sind nun keineswegs die einzige Krankheit, die ärztliche Kunst vertrieben hat. Der Krieg hat uns gezeigt, daß wir auch dem Typhus gegenüber durch die Impfung mit abgetöteten Bakterien einen sicheren Schutz besitzen, der sich auch heute noch auswirkt, denn von den damals Geimpften erkrankt kaum jemand heute. Durch Impfungen und durch Maßnahmen der Hygiene vermögen wir uns vor Cholera und Pest zu schützen, zumal seitdem wir wissen, daß die Pest durch Rattenflöhe übertragen wird und der Kampf gegen die Ratte ein Kampf gegen die Pest ist. Da auch der Zusammenhang geklärt ist, wie das Fleckfieber und das Rückfallfieber entsteht, die beide durch erkrankte Läuse oder Wanzen übertragen werden, so ist es begreiflich, daß eine ausgiebige Sauberkeit diese beiden Krankheiten hat verschwinden lassen, so daß seit dem Jahre 1886 diese Infektionen in Deutschland nicht mehr vorgekommen sind, bis erst wieder Läuse- und Wanzenträger des Ostens sie im Kriege unseren Soldaten übermittelt haben, so daß der Bau von „Lausoleen“ (Entlausungsanstalten) notwendig wurde, um uns vor diesen Krankheiten zu schützen.

Zu den von Parasiten übertragenen Krankheiten gehört auch das Wechselfieber und das gelbe Fieber. Bei dem letzteren hat ein gewaltiger Kampf gegen die große Mücke, die in Südamerika der Überträger ist, dazu geführt, daß Orte wie Havanna, Bahia, Santos, in denen früher Zehntausende an Flecktyphus starben, nunmehr ohne Gefahr bewohnbar sind: die Mücken sind ausgeräuchert worden, die Gewässer, in denen sie ihre Eier ablegten, ausgetrocknet oder reguliert worden, und somit die ganze Gegend assaniert worden. Zur Vervollkommnung des Kampfes gehört allerdings auch noch ein schützender Impfstoff, der aber jetzt auch gefunden zu sein scheint.

Auch gegen das Wechselfieber (Malaria), das ebenfalls von einer Mücke, allerdings von einer kleinen, schwerer zu vertreibenden, übertragen wird, ist die Ausrottung der Mücken versucht worden, nicht gerade mit großem Erfolge, besser hat sich der chemische Kampf bewährt, wie ihn Robert Koch empfohlen hat. Er beruht auf folgendem Gedankengang: das Malariagift, der Malariaparasit, ist nur in zwei Wesen vorhanden, im malariakranken Menschen und der malariainfizierten Mücke. Wenn man, was möglich ist, in einer Gegend, alle Menschen durch Behandlung mit Chinin von Malaria befreit und dann die Mücken aussterben läßt, was ja in einem Winter geschieht, so ist auch auf diesem Wege die Sanierung zu erreichen und in dieser Weise in Deutschland wirklich erreicht worden. Denn die großen Gebiete unseres Vaterlandes, die durch Malaria bedroht waren, z. B. die gesamten ans Meer anstoßenden Gebiete, wurden immer malariafreier, je mehr Chininfabriken in Deutschland entstanden, und heute nennt Schuhberg die Malaria nicht nur eine in Deutschland ausgestorbene, sondern schon vergessene Krankheit.

In ähnlicher Weise durch chemischen Kampf ist die moderne Kultur gegen die Syphilis vorgegangen. Wir danken das der genialen Entdeckung des Salvarsans durch Paul Ehrlich, daß diese fürchterliche Seuche in Ländern wie Belgien, Dänemark und Schweden um 80% zurückgegangen ist, so daß nur ein kleiner Rest übrig ist, und daß in Deutschland der Rückgang so groß ist, daß beschäftigte Hautärzte in vielen Wochen nicht einen Fall zu sehen bekommen! Die Erscheinung beruht darauf, daß das Salvarsan in wenigen Tagen die Spirochäten der Syphilis vernichtet und die sonst so oft mögliche Übertragung von Mensch zu Mensch unmöglich macht. Damit hat der gewaltige Geist dieses einen Mannes eine der schlimmsten Volksgeißeln Freund Hain entrungen. Ehre und Segen seinem Andenken!

Wir sehen aber auch, daß die Tuberkulose, die als zweite Volksgeißel bezeichnet wird, einen enormen Rückgang zeigt. Ihr, die 1872 noch 32 Tote auf 10 000 Einwohner forderte, fallen heute nur noch 10 zum Opfer, ein knappes Drittel! Und wenn man diese heutige Zahl sieht, dann kann man dem vortrefflichen Kenner der Tuberkulose, Albert Fraenkel, Berlin, nur zustimmen, wenn er 1906, als die Zahl der Todesfälle auf 16 pro 10 000, also auf die Hälfte, zurückgegangen war, fragte: ist es bei dieser Verminderung zu optimistisch zu sagen, daß die Tuberkulose eine aussterbende Krankheit sei? Und obenein scheint es noch, als ob sich Impfstoffe herausbildeten, die den Rückgang vielleicht noch beschleunigen helfen.

Zum Schluß noch einen Blick auf die Kleinsten, auf die Säuglinge. Während um 1880 herum noch von 1000 Lebendgeborenen über 250 im ersten Lebensjahre starben — in jener Zeit, in der der Graf Oppermann das Wort prägte: es ist gefährlich, in Deutschland ein Säugling zu sein — ist jetzt die Sterblichkeit unter 10% heruntergegangen, dank der unaufhörlichen Mahnung der Kinderärzte an die Mütter, daß sie selbst stillen sollten, und dank der virtuosen Kunst, mit der sie die Magen-Darmkrankheiten, die Hauptfeinde des Kindeslebens, zu behandeln verstehen.

Nach alledem begreifen wir, wieso ein Geschlecht heranreift, das ein durchschnittlich so hohes Lebensalter erreicht. Wenn man alt werden will, darf man nicht früh sterben: die Säuglingssterblichkeit ist auf etwa ein Drittel zurückgegangen! — wenn man alt werden will, muß man nicht zu viel Krankheiten durchmachen: Pocken, Pest, Cholera, Thyphus, Flecktyphus und alle die anderen Krankheiten halten uns Impfsera und die hygienischen Maßnahmen vom Leibe, chemische Mittel haben die Malaria vertrieben, die Syphilis ungeheuer vermindert, die Hygiene hat die Tuberkulose gewaltig zurückgedrängt, kein Wunder also, daß wir ohne diese mörderischen Angriffe alt werden und die Ärzte unsere Retter vor frühem Tode sind.

Fragen wir uns aber, wie sie das getan haben, so ist die Antwort: durch die Ursachenforschung und exakte Experimentalarbeit. Alles das ist erreicht worden, weil wir uns von der Naturphilosophie abgewendet haben und die exakte Experimentalforschung pflegen, es ist erreicht worden, weil jetzt in einem Monat mehr exakt geforscht wird als früher in einem Jahrhundert. Die Errungenschaften der letzten 80 Jahre in der Medizin sind größer als alles, was alle vorhergehenden Jahrhunderte zutage gefördert haben.

Ein Czepko-Fund

Von Dr. Werner Milch

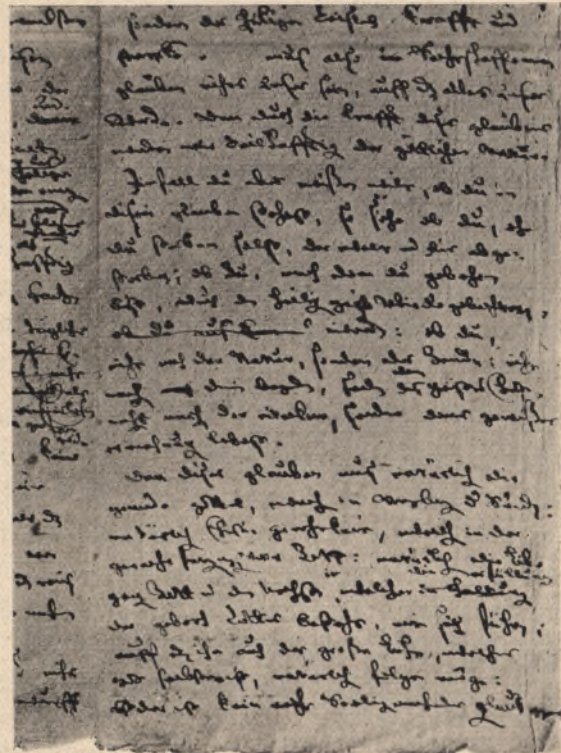
Wir geben dem Verfasser des Czepko-Aufsatzes im Jahrgang 1929 der Schlesischen Monatshefte noch einmal das Wort, weil ihm inzwischen ein interessanter Fund — das einzige dichterische Originalmanuskript des Czepko — geglückt ist.

Seit mehr als einem Jahrhundert hat sich die Forschung um Jacob Böhmes und Opitzens Schüler Daniel von Czepko gemüht. Was man freilich von dem Dichter wußte, war recht wenig. Man berief sich immer wieder auf die wenigen Gedichte, die Fülleborn, Kahlert, Hoffmann von Fallersleben und später Koffmane aus dem Bestande der Breslauer Stadtbibliothek publiziert hatten. Koffmane war der erste, der etwas sehr Bedeutungsvolles über Czepko auszusagen wußte: daß nämlich Czepkos „Monodisticha“ Vorbild und Anregung der Sinnsprüche des Angelus Silesius gewesen seien. Seither steht Czepkos Name als der eines der großen unter den schlesischen Barockpoeten in jeder Darstellung des Zeitraumes, aber wer er eigentlich gewesen, und worin seine Größe bestand, war nicht auszumachen, ehe nicht das in Abschriften aus den Jahren 1718 bis 1724 überlieferte Werk gedruckt vorgelegt werden konnte. Den ersten Anlauf zu dieser Edition nahm Karl Theodor Strasser, aber er kam nicht über Teilpublikationen von noch nicht zwei Druckbogen und über eine knappe Darstellung der Jugendzeit des Dichters heraus. Strassers Endergebnis lautete: Czepkos Dichtungen sind von zwei Schreibern A. R. S. und I. S. E. kopiert überliefert, nicht alle seiner Dichtungen liegen auf der Stadtbibliothek Breslau, jedoch ist nur das Breslauer Konvolut erhalten, alles andere, vor allem die gesamten Originalmanuskripte, ist verschollen. Diese Ergebnisse, wichtig genug, reichten für eine Edition der Werke natürlich nicht aus. So mußte ich vor der Veröffentlichung der Dichtungen Czepkos die Suche auf schlesischen Provinz-Bibliotheken und -Archiven von neuem beginnen. An einigen zwanzig Stellen habe ich gesucht mit dem Erfolge, daß statt zweier Schreiber deren fünf (zwei sogar mit vollem Namen) festgestellt wurden, weiter fanden sich in Schweidnitz und Fürstenstein Werke, die nicht einmal dem Titel nach bekannt waren, und vor allem kamen sechzig Briefe von Czepkos eigener Hand ans Licht. Die Originale der dichterischen Werke aber waren und blieben verschollen.

Daraufhin konnte im Bewußtsein, jeder Forderung wissenschaftlicher Akribie Genüge geleistet zu haben, mit dem Druck begonnen werden*).

Czepkos Geistliche Dichtungen konnten nach Breslauer Handschriften ediert werden, Voraussetzung für den zweiten Band der Schriften war zuerst eine rigorose Auswahl aus der

*) Der erste Band, Czepkos Geistliche Schriften (Einzelschriften zur schlesischen Geschichte IV herausgegeben von der historischen Kommission für Schlesien) Breslau, Priebratsch 1930, ist bereits erschienen.



Fülle des in Provinzarchiven verstreuten historisch-politischen Materials. Gelegentlich dieser Arbeit, die zum größten Teil in der Reichsgräflich von Hochbergschen Majoratsbibliothek in Fürstenstein vorzunehmen war, bot sich die Möglichkeit, eine Fülle handschriftlichen Materials zur Geschichte der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, für die Czepko unendlich viel geleistet hat, durchzuprüfen. Und in der Reihe dieser als „Collectaneen zur Geschichte von Schweidnitz-Jauer“ bezeichneten Handschriften fand ich ein ungebundenes vielfach lädiertes, teils aus losen, teils aus gehefteten Folioblättern bestehendes Manuskript (Nummer 422 der Fürstensteiner Handschriften), in dem die typisch komplizierten Schriftzüge Czepkos sofort auffielen.

Ein Originalmanuskript von Czepko. Die Freude über den Fund der seit über hundert Jahren verschollen geglaubten Handschrift wurde bei einer genauen Durchsicht des Inhalts verstärkt: drei Viertel des Gesamtmanuskripts enthielten bisher völlig unbekannte Jugendschriften, Liebesgedichte, ein interessantes Fragment eines Alexandrinergedichts und vor allem ein Schäferpos: „Die verliebte Venus“. Dann sind die Konzepte einiger Reden erhalten, die ich ihrer geringeren Bedeutung wegen von der Edition ausgeschlossen hatte, und der in den von mir edierten Geistlichen Schriften enthaltene Versteil der „Semita Amoris Divini“. Dieses Chorwerk, das Czepko zur Einweihung der evangelischen Friedenskirche in Schweidnitz verfaßt haben soll, ist in meiner Edition in der Weise zum Abdruck gelangt, daß die Abschrift des Schreibers I. S. E. dem Druck zugrunde gelegt wurde, die des Kopisten Ezechiel als Variantenapparat beigelegt. Jetzt mußte das Original Silbe für Silbe mit dem Druck verglichen werden, und dabei ergab sich mancherlei, was für die Gesamtbewertung der Breslauer Abschriften von höchster Bedeutung ist. Das Fürstensteiner Original ist von einem Schreiber — Czepko pflegte in späteren Jahren alles zu diktieren — aufgezeichnet, von Czepkos Hand stammen Verbesserungen im Text und am Rande; wir haben also zwischen dem Diktat und der von dem Dichter gewünschten endgültigen Fassung zu unterscheiden. Die meiner Ausgabe zugrunde gelegte Fassung des Schreibers I. S. E. nun entspricht bis ins einzelne der korrigierten, also endgültigen Fassung. Die von mir als Variantenapparat beigegebene Fassung des Ezechiel hingegen stimmt fast überall mit der unkorrigierten Fassung, dem „Diktat“, überein; also die von mir zugrunde gelegte Abschrift gibt das Werk, wie Czepko es endgültig formuliert wissen wollte, wieder**).

Was ergibt sich aus diesem Fund für die Edition von Czepkos Werken? Nicht ohne Stolz darf ich darauf hinweisen, daß die bei der Textbehandlung der „Geistlichen Schriften“ getroffenen Entscheidungen sich als richtig erwiesen haben: Die Handschrift I. S. E. ist zuverlässiger und besser als die des Ezechiel. Aber mehr noch: Im Falle des Versteils der „Semita Amoris Divini“ zeigt sich I. S. E. als gewissenhafter Kopist. Von I. S. E. stammen etwa die Hälfte aller dichterischen Czepkoschriften. Was bisher höchstens zu vermuten war, kann jetzt als sicher angenommen werden: daß die mit I. S. E. bezeichneten Kopien die Werke Czepkos unverfälscht wiedergeben. So können wir, was bisher unmöglich war, mit gutem Recht sagen, daß Czepkos Schriften auf Grund einer Handschriftengruppe herausgegeben werden, die großenteils dem Original nahezu gleichzusetzen ist.

***) Anmerkungsweise seien die Stellen mitgeteilt, bei denen I. S. E. und Ezechiel die von Czepko revidierte Form abschreiben: S. 346 meiner Ausgabe, die mehrfach wiederkehrende Refrainzeile: „Aller Bäume Zier und Flamme . . . Solche Frucht an keinem Stamme . . .“ erscheint im „Diktat“ als „Treuloß Creutze zier der Baume . . . Solche Frucht an keinem Raume“. — In allen anderen Fällen handelt es sich um Ersatz einzelner Worte. Beim zweiten Verse des Gedichtes Nr. 49 im zweiten Zyklus folgt sonderbarerweise I. S. E. dem Diktat, und Ezechiel der revidierten Fassung. Auch hier enthält meine Ausgabe beide Versionen. Die von Czepko verbesserten Fehler seines Schreibers, die die Kopisten selbstverständlich nicht mit übernommen haben, werde ich, um jeglicher Forderung nach Akribie Genüge zu tun, im zweiten Band meiner Edition veröffentlichen,

RUNDSCHAU

Musik

Schöpferische Krisen

Der Zeitbeobachter sieht Verfalls- und Zersetzungserscheinungen, er stößt auf Umwertungen, auf labile Zustände, auf Verhältnisse ohne feste Ordnungen, findet Ansätze zum Aufbau eines Neuen. Krisen. Im eng begrenzten Beobachtungsfelde stellt sich der Zeitzustand als Einzelercheinung dar, als politische, wirtschaftliche, religiöse, künstlerische, Bildungskrise. Die Unterteilung geht noch weiter. Im Musikleben spricht man von Opernkrise, von Krisen in der öffentlichen und privaten Musikpflege. Die ausführliche Betrachtung eines oder des anderen Bezirks hat bei Laien, die nicht gewohnt oder geübt sind, das Ganze zu überblicken, den Glauben aufkommen lassen, Krisenhaftes zeige sich nur an der einen oder der anderen Stelle des Gemeinschaftslebens. Und von der Art der Einstellung des kritischen Beobachters — ob prinzipiell gegnerisch oder objektiv, ob traditionsbelastet oder fortschrittlich, ob pessimistisch oder optimistisch — hing die Beeinflussung des unkritischen Laien ab. Es ist im Kunstleben zu Entscheidungen gekommen, die sich weniger künstlerisch als sozial ausgewirkt. Man denke an das Verhalten weiter Kreise der neuzeitlichen Wohnungsbauarchitektur, der Oper, dem Konzertwesen, dem musikalischen Bildungswesen gegenüber. Bei tieferer Einsicht in das Zeitgeschehen, bei Eingehen auf Zeitgeistiges, schon bei Beschäftigung mit der geistigen Struktur der Kulturgüter und mit den ursächlichen geistigen Akten muß man erkennen, daß es keine Krisen auf bestimmten Gebieten gibt. Was man als solche wahrnimmt, sind Teilerscheinungen. Und darum ist es kurzsichtig, wenn man zur Negation einzelner Kulturwerte oder einzelner kultureller Ausdrucksformen kommt, ohne das einzelne auf seinen Sinn und seine Bedeutung im ganzen zu prüfen. Stützungs-, Ordnungs- und Aufbauversuche müssen selbstverständlich Einzelheiten ergreifen. Das entspricht den Gesetzen der Praxis, aber Zielsetzung und Planaufstellung müssen nach dem zeitlichen Gesamtzustand orientiert sein. Lokale Bedingtheiten beschränken den Raum, aber nicht die Tiefe; sie beeinflussen die Methode, lassen aber den Geist frei.

Wir stehen am Beginn der Jahreszeit, in der künstlerische Arbeit geleistet werden soll. Die Vorbereitungen dazu stehen unter dem beherrschenden Einflusse geschäftlicher Kombinationen. Das ist ein Zwang, durch die Wirtschaftskatastrophe hervorgerufen, aber auch die Folge einer Umstellung der Kunstberufler, einer Umstellung, die sich als Endpunkt einer jahrzehntelangen Entwicklung, als Teilerschei-

nung sozialer Evolutionen darstellt. Der ökonomische Verwertungsdrang im Kunstbetriebe — eine typische Bewegung des 19. Jahrhunderts — trifft auf seiner Höhe mit der wirtschaftlichen Not unserer Tage zusammen. Dadurch entsteht eine Verschärfung der Krise, dadurch kompliziert sich die Lösung. Sie ist weder mit etattechnischen Mitteln noch mit künstlerischer Planaufstellung herbeizuführen, sie ist nur im Rahmen großer wirtschaftlicher und geistiger Regenerationsbewegungen möglich. Man kann nicht beruhigt sein, wenn man jetzt am Beginn des Winters auf sorgfältig ausbalancierte Voranschläge der Kunstinstitute hingewiesen wird. Sie stellen zwar notwendige Arbeiten dar, erfassen aber nur die heutige Situation, können morgen schon Trugbilder sein. Dem Ausgabenkonto fehlt die Elastizität, die der Unsicherheit der Einnahmen gegenüberstehen müßte. Man will nicht zugeben, daß starre Verträge und Tarife, die den Beteiligten nur für kurze Fristen Sicherheit gewähren, weil ihre Durchführung zum Stillstand des Betriebes führen kann, der wirtschaftlichen Struktur unserer Zeit ganz und gar nicht mehr entsprechen. Es sind Konsequenzen eines schematisierten Verwertungsetriebes, der sich mit philisteriöser Beharrlichkeit selbst ad absurdum führt. Aus der wirtschaftlichen Krise unserer Tage muß eine Erneuerung sozialer Anschauungen auch bei den Berufskünstlern erwachsen. So lange man seinen Marktwert über den künstlerischen stellt, so lange man glaubt, durch Veröffentlichung fantastischer Gagen mehr imponieren zu können als durch Kunstleistungen, so lange Prominente zynisch vom Geschäft, statt von künstlerischer Pflicht sprechen, so lange hemmen sie den neuen gesellschaftlichen und kulturellen Aufbau im Kunstleben. Es wird ihnen aber nichts weiter übrig bleiben, als sich unter dem Zwange der Krise dem Neuen, das sich als soziale Schöpfung offenbaren und durchsetzen wird, unterzuordnen. An den Mode- und Aktualitätsbühnen der Metropole wird sich die Wandlung zu allerletzt vollziehen. In der Provinz muß begonnen werden. Warum nicht in Schlesien? Nicht in Breslau? Unsere Wirtschaftsnot ist größer, umfangreicher und tiefer als wo anders. Elastisch wird der Ausgabeetat durch Festsetzung von Mindestgagen und Mindestgehältern, die vom Institut und von den Beziehern sicher tragbar sind. Dazu treten variable Spiel- und Arbeitshonorare, durch Verwertbarkeit der Kräfte und durch Rentabilität des Instituts geregelt. Entrüstungen und Einwände müssen hingenommen werden, wenn es gilt, durch die Lehren der Krise zu

Neuordnungen zu gelangen. Es handelt sich ja um mehr als Neuordnungen; es handelt sich um die Schöpfung von Gesinnungen und Überzeugungen, die Grundlage einer Regeneration werden sollen.

Zur Sicherstellung der Betriebe plant man einen dem Publikum gefälligen Umbau der Spielpläne für Oper und Konzerte. Die großen Erneuerungen im Kunstleben, neue Stilideen haben aber immer im schärfsten Gegensatz zu dem gestanden, was dem Publikum „gefällig“ war. Ein Theater, ein Konzertinstitut muß sich aus kassentechnischen Gründen nach zugkräftigen Stücken umsehen. Das ist einfach Gebot der Selbsterhaltung. Worauf stützen sich aber die Berechnungen der Zugkraft? Fast überall — auch in Breslau — auf die Psyche des Publikums vor zwei und drei Jahrzehnten. Da hatte man ein bürgerliches, im Geschmack auf Klassik und Romantik eingeschworenes, Musik als holde Kunst, als Schmuck des im ganzen geruhsamen Lebens auffassende Zuhörerschaft. Sie bildete ein konstantes Gefüge, einen stabilen Faktor, den man gewohnheitsmäßig in die Rechnung einsetzen konnte. Dieses Publikum wurde nur dann zum Ungeheuer, wenn ihm der Fraß wegen seiner ungewohnten Zusammensetzung in den Eingeweiden brannte. Heut ist das Publikum unberechenbar. Die im Politischen, Wirtschaftlichen und Weltanschaulichen vorhandenen Gegensätze bestehen auch im Theater, im Konzertsaal. Die Erwartungen sind grundverschieden, deshalb sind sie auch nicht einheitlich zu befriedigen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer anderen Grundeinstellung zum Spielplan. Man kann ihn nicht auf Erfahrungen vergangener Zeiten aufbauen. Die neue Idee heißt: Elastizität. Für den kommenden Theaterwinter hat man den Spielplan des Stadttheaters ungefähr so errechnet, daß man die Zahl der aufzuführenden Opern zum Abonnement in Beziehung setzte. Jede Oper muß einmal das Abonnement durchlaufen. Man darf von der Intendanz erwarten, daß sie gegebenenfalls von diesem bürokratisch angewetzten Plane abweicht. Es ist für die Oper, d. h. für die Kunstform und für ihre Anerkennung ein schwerer Schaden, wenn ein Werk, das von einem erheblichen Teile des Publikums abgelehnt oder gelangweilt hingenommen wird, wochenlang im Spielplan erscheint, selbst wenn es Anhängern einer ehemals gesetzgebenden Ästhetik gefällt. Hingegen wird man ein Stück oder eine Aufführung, die temperamentvoll in das Plansystem einbrechen, so lange wiederholen, wie sich Hörer von den Entladungen starker Spannungen hinreißen lassen. Ganz gleich, was es ist, ob alt oder neu, ob deutsch oder fremdstämmig. Die Erfahrungen der letzten Spielzeiten lehren, daß beim Publikum große Opern beliebt sind. Es hilft nichts, darauf hinzuweisen, wie das neue Schaffen der Pathetik bewußt aus dem Wege geht, wie es die Opernkomponisten zur knappen, meist satyrischen Operndichtung hinzieht und zur aufwandlosen, musikalisch sachlichen

Illustration. Hier zeigt sich ein Bruch zwischen der Empfangsbereitschaft der Menge und dem Zeugungswillen der Künstler. Auf diese Krisenerscheinung darf man nicht mit Verwirrung, Ratlosigkeit oder gar mit Untätigkeit reagieren, sondern mit einer organisatorischen Neuschöpfung, die anderwärts schon entstanden ist und für die auch unser Intendant Interesse zeigt, mit der Einrichtung eines Studio. In ihm werden mit künstlerisch interessierten Kräften, in einem geeigneten Raume, vor einem Publikum, das von dem Verlangen erfüllt ist, Neues zu prüfen und zu erleben, Zeitschöpfungen aufgeführt. Als Publikum hat man sich nicht einen auserwählten Kreis ästhetisch und künstlerisch geschulter Menschen zu denken, sondern Unbefangne, Hörwillige. Viel, viel Jugend. Geistige Jugend, die temperamentvoll bejaht, leidenschaftlich ablehnt. Es kommt auf Leben an, nicht auf Serienfolge. Wenn durch das Studio etwas für den Spielplan des Theaters herauskommt, dann gewinnt die Allgemeinheit.

Auch der Darstellungsstil an und für sich — in Oper und Konzert — ist von Krisenerscheinungen befallen. In Breslau haben sie sich am auffälligsten gezeigt, als man durch Regie- und Dirigierindividualismus die Gestalt der Werke verfälschte, an Stelle der Originalität der Werke die Originalität der Interpretation setzte. Das ist vorüber. Eine andere Frage ist akut geworden. In Breslau haben zwar niemals übertriebene Formen des Personenkultus bestanden. Aber das Breslauer Publikum liebte die großen Stimmtemperamente. Dr. Theodor Loewe, der die Psyche seines Publikums verstand, war ihr Entdecker. Es ist kein Zufall, sondern Folge des Eingehens auf ein Publikumsbegehren — mehr Instinkt als Geschmack — was die vielen Sänger und Sängerinnen vom Typus der großen Naturbegabungen nach Breslau führte. Die Schichtung des Publikums hat sich wesentlich geändert, und in noch größerem Maße haben es die Überzeugungen von der Gültigkeit der Aufführungswerte getan. Diese Wandlung hat sich aber noch nicht so weit vollzogen, daß man von einer einheitlichen Einstellung zum Wertgefüge einer Reproduktion sprechen könnte. Dem Kenner, dem künstlerisch erzogenen Menschen steht heut die Ensemblewirkung weit höher als die Einzelleistung, sei sie noch so bestechend. Die Verhimmlungen der Kino- und Operettenstars sind kein Gegenargument. Sie sind eine polare Erscheinung. Auch der naive Opern- und Konzertbesucher ist heut von der Gesamtwirkung einer Aufführung weit stärker eingenommen als von Stimmeruptionen. Er sucht im Opernhaus und im Konzertsaal etwas anderes als das, was ihm Schallplatte, Rundfunk und Kino täglich übermitteln. Er sucht die geistbeherrschte, von Leben und Empfindung durchflutete Wiedergabe eines Werkes. Er verlangt Geschlossenheit, weil er anderwärts nur Teileindrücke empfängt. Es gibt aber bei uns noch Opern-

besucher genug, die in erster Linie von Individualitäten fasziniert werden wollen. Daß man grade von diesen Leuten die widersinnigsten Ansichten über Werte und Unwerte von Künstlerpersönlichkeiten hört, beweist, wie notwendig es ist, die Aufführungen mit aller Kraft auf die Werke selbst und auf die Ensemblekunst zu stützen. Die Krisenhaftigkeit des Aufführungsstils dürfte als Konsequenz, als schöpferischen Akt, die absolut werkbedingte, vom Imperativ der im Kunstwerk liegenden Gesetzmäßigkeit beherrschte Wiedergabe nach sich ziehen.

Die in den letzten Spielzeiten angewandten Methoden, Publikum in die Konzerte der Philharmonie zu ziehen, waren falsch. Für Breslau falsch. Die häufigen Gastspiele von Dirigenten stießen nur auf geringes Interesse. Die geldlichen Aufwendungen standen in keinem Verhältnis zum materiellen Erfolge. Die Intendanz kehrt denn auch zu der früheren Praxis, die Konzerte von heimischen Dirigenten — nur Lert kommt hinzu — leiten zu lassen. Das sieht wie Reaktion aus, wie Rückzug aufs Gestrige. In dem Gedanken, den Hörern verschiedenartige Auslegungen musikalischer Werke vorzuführen, liegt zweifellos etwas Lebendiges. Er verstärkt zum mindesten die Aktualität des Abends. Der Reiz des Einmaligen, der sich bis zum Zauber des Legendären steigern kann, hat, vom Standpunkt der Kunsterfahrung aus gesehen, seine Gültigkeit. Seine Befriedigung zerstört aber den planmäßigen Aufbau der Programme

und wird auch zu teuer erkaufte. Von den Krisenerscheinungen aufgepeitscht, bemüht man sich im Augenblicke mit größtem Eifer, eine neue Musikkultur auf den Beziehungen zwischen Kunst und Gesellschaft aufzubauen. Man denkt vornehmlich musikpolitisch. Die gesamte Musikerziehung stellt sich um. Ja, man unterstellt die gesamte Musikpflege erzieherischen Ideen. Wir beobachten eine gärende, schäumende Bewegung. Hinter ihr stehen nicht nur einzelne führende Persönlichkeiten, sondern breite, zum Teil organisierte Massen. Sie gewinnen sogar starken Einfluß auf die Produktion, weil sie die Konsumenten sind. Das Wort „Laienmusik“ hat programmatische Bedeutung gewonnen. Die Philharmonie hat die Aufgabe, Kunst- und nicht Laienmusik zu pflegen. Aber sie muß in Zukunft mit einem Publikum rechnen, das von der Laienmusik herkommt, von dieser aus zur Kunst im höheren Sinne hin will. Da kann man keine Programme irgendeinem Dirigenten zu Liebe aufstellen. Man braucht Pläne, die auf neuzeitliche erzieherische Ideen eingehen, in besonderem Maße für die Volkskonzerte, denen wir Jugendkonzerte angegliedert sehen möchten.

Krisen wollen aus kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenhängen heraus verstanden werden. Wenn man mit schöpferischem Willen an die Lösung herantritt, muß man ihre Verdichtung und ihre besondere Art im heimatlichen Bezirk ins Auge fassen und von hier aus fürs Ganze wirken. *Rudolf Bilke.*

Bildende Kunst

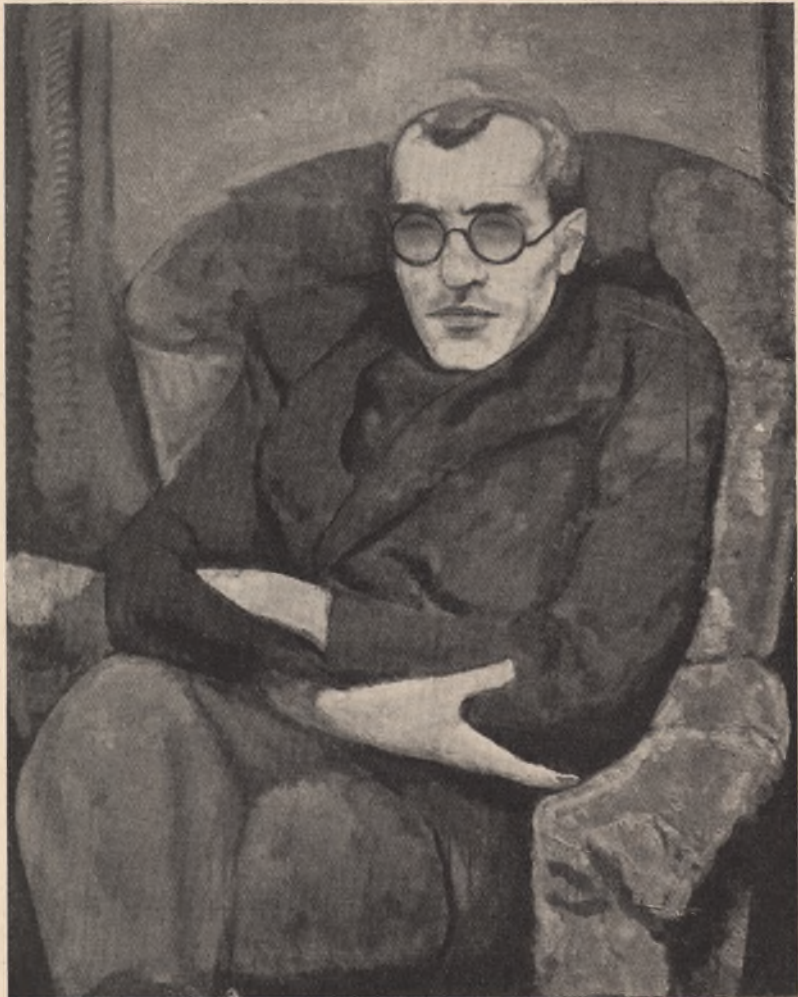
Vor kurzem hat die Photographin Rose Nicolaier Breslau verlassen und eine zweite, Resi Lebrecht, wird demnächst gleichfalls fortziehen, beide, weil sie hier nicht genügend Beschäftigung fanden. Wären es durchschnittliche Handwerkerinnen, so würde man darüber kein Wort verlieren, aber es waren beide von wirklichem Können, fähig, einen Menschen eindringlich bildhaft und zugleich als Charakter erscheinen zu lassen oder auch eine Blume in ihrem ganzen Dufte aufzufangen. Wichtiger noch ist, daß Professor Kanoldt in Kürze unsere Kunstakademie verläßt, weil auch er unter der Stagnation unserer Stadt zu sehr zu leiden hat. Er glaubt, in München als Lehrer einer eigenen Schule besser zu fahren, und wir wünschen ihm, daß ihn seine Hoffnung nicht trügt. Für uns bedeutet dieses Fortgehen jedenfalls einen herben Verlust, denn Kanoldt gehört zu den bedeutendsten Kräften unserer Akademie und zu den Künstlern, die in ganz Deutschland bekannt und geschätzt sind.

Wird es so weitergehen? Als Professor Schlemmer an die Akademie geholt wurde, setzte sich die Stadt Breslau besonders für diese Berufung ein, weil Schlemmer ein ausgezeichnete Bühnengestalter ist, den man im Stadttheater heranzog. Nun hat man — aus Spar-
samkeitsgründen — den Vertrag mit ihm wieder

gelöst, hat die Oper dabei um die Möglichkeit wage-
mutiger Experimente gebracht. Welche Aufgaben
wird man unseren Künstlern überhaupt noch zu geben
gewillt sein? Daß das Bürgertum heute als Käufer
nicht mehr auftreten kann, ist verständlich. Es wird
sich mit den recht guten farbigen Reproduktionen,
die z. B. Piper herausbringt, behelfen, so wie es sich
mit der Rundfunkmusik behilft, anstatt selbst in
Konzerte zu gehen. Um so mehr ist es Pflicht aller
Organisationen, die noch über Mittel verfügen, an
die Künstler zu denken. Die Museen müssen die
Kunst der Gegenwart in noch erheblicherem Maße
berücksichtigen und da, wo sie bereits Gemälde eines
Künstlers besitzen, durch den fortlaufenden Ankauf
von Graphik ihren Besitz ergänzen. In Schulen,
Pädagogischen Akademien, in allen behördlichen Bau-
ten wird man dem Künstler einen Platz zur Verfügung
stellen müssen. Aber der Künstler wird seinerseits
durch bescheidenere Forderungen zu zeigen haben,
daß er die Not der Zeit verstanden hat, denn wir
wollen heute nicht mehr, daß in öffentlichen Bauten
eine Verschwendung getrieben wird, die auf Kosten
des Steuerzahlers geht.

Wenn wir endlich eine Stelle anrufen, die heute,
wie uns scheint, immer noch nicht genügend die Kunst

**Aus der Ausstellung der Sammlung
Dr. Littmann im Breslauer Neisserhaus**



**Leopold Gottlieb (Paris):
Bildnis des Malers M.**

in ihren Bereich zieht, so ist es die Kirche, dereinst doch die bedeutendste Auftraggeberin aller Künstler. Dabei würde gerade die moderne Kunst, mit ihrer Neigung zu abstrakten Gebilden, der Weltüberwindung, wie sie allen Religionen eigen ist, sehr entgegenkommen. Anstatt die Kunst im Laden zu kaufen — und noch dazu eine religiöse Kunst aus dritter und vierter Hand, die alle Kraft und Herbheit zugunsten einer konventionellen Süßlichkeit verloren hat — sollte die

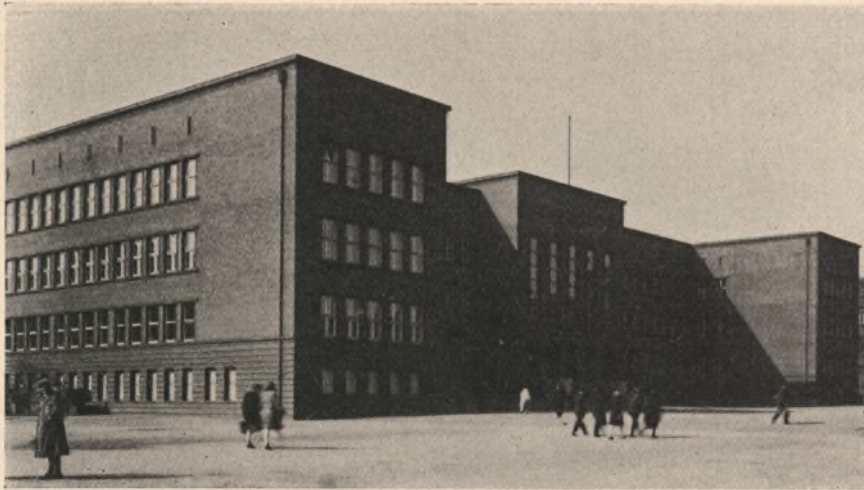
Kirche direkt an den Künstler herangehen, sollte Statuen, Glasgemälde, Priestergewänder, Altardecken bei ihm bestellen, nicht im bequemen Heranziehen des gerade nächstliegenden und gefälligsten Künstlers, sondern im Suchen des Besten, den ihm die Heimat zur Verfügung stellt. Die Zeiten sind schwer für die Kunst, aber gerade daraus erwächst um so mehr die Verpflichtung, zu retten, was noch zu retten ist.

Franz Landsberger.

Die Baugewerkschule in Beuthen

Seit im Jahre 1922 die einzige oberschlesische Baugewerkschule, die sich in Kattowitz befand, aufgegeben werden mußte, bestand das Bestreben, im deutsch gebliebenen Teil Oberschlesiens wieder ein Gebäude für diese Fachschule zu errichten, die sich jahrelang mit der Unterkunft in durchaus unzulänglichen Räumen des Beuthener Knabenkonvikts und einer Volksschule begnügen mußte. Es gelang schließlich, durch

Zusammenarbeit von Reich, Staat und Stadt die finanzielle Sicherung eines Bauwerks zu erreichen, das im Juni 1927 in Angriff genommen und in diesem Jahr beendet wurde. Um ein zweckmäßiges und architektonisch wirkungsvolles Projekt zu erhalten, wurde ein Preisausschreiben veranstaltet. Unter 87 Bewerbern wurde dem Architekten Oskar Goltz-Oppeln für sein Projekt der erste Preis zuerkannt.



Die Bauwerkschule
in Beuthen O/S

Architekt Oskar Goltz (Oppeln)

Die Stadt Beuthen hat mit der Durchführung dieses Bauwerks nicht nur den modernsten Schulbau Oberschlesiens, sondern auch eine architektonisch überaus wirkungsvolle Ausgestaltung des bis dahin unbebauten Moltkeplatzes erhalten. In klarer und übersichtlicher Anordnung fügen sich drei Baukörper zusammen, von denen die zwei seitlichen, in sich rechtwinklig geteilten, dem mittleren, die Aula enthaltenden Baukörper einen stilvollen Rahmen geben. Die ruhige Gliederung erhält durch die Klinkerverkleidung des Bauwerks eine besondere Note. Die horizontale Zusammenfassung der Fenster harmonisiert mit dem glatt abschließenden Flachdach, während der Mittelbau durch aufstrebende Aulafenster und über eine Freitreppe zu erreichende Rundbogenportale in seiner vertikalen Komposition der Front eine wirkungsvolle Dominante gibt.

Das gleiche Bild der Geschlossenheit und Einheitlichkeit, der klaren Gliederung und stilvoll-einfachen Durchführung zeigt sich auch in der Innenarchitektur. Mit geringen Mitteln und in einfachster Anordnung der Motive ist überall eine harmonische, ruhige Wirkung erreicht, die nur durch die Farbbehandlung oder die Betonung des besonderen Charakters eines Bauelements belebt wird. Gediegenheit der Aus-

führung, Geräumigkeit der Korridore, die hallenartige, für Ausstellungszwecke bestimmte Erweiterungen haben, und zweckmäßige, helle Beleuchtung sind die besonderen Merkmale der innenarchitektonischen Ausgestaltung. Der fachliche Zweck der Bauwerkschule gab Anlaß, eine Reihe von edlen Natursteinen in der Innenausstattung anzuwenden und damit einerseits dem ganzen Bau einen sehr wechselreichen Charakter zu geben, andererseits den Baugewerkschülern diese Bauelemente in ihrer praktischen Anwendung und Wirkung vorzuführen. In den Korridorhallen wurden zahlreiche Modelle und Konstruktionszeichnungen ausgestellt.

Der Repräsentationsraum dieses Gebäudes, dessen Erstellung einen Kostenbetrag von 1,2 Millionen Mark erforderte, die Aula, hat einen hellen Wachsfarbenanstrich, dessen dekorative Horizontalstreifen und einfache Linienführung dem Raum einen freundlichen Charakter geben. In seiner geschlossenen Einheitlichkeit birgt das Bauwerk eine Fülle von Einzelmotiven die in der Innenarchitektur in ihrer Vielheit sehr abwechslungsreich wirken, ohne von dem Stil der Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Gediegenheit abzuweichen.

F. Aulich.

Sport

Kampfspiele, Provinz- und Landesmeisterschaften, Länderwettkämpfe, Weltmeisterschaften, das sind die großen sportlichen Ereignisse des Sommers. Nur Gipfelkönner haben in diesen Wettbewerben Anspruch auf Teilnahme. In den einzelnen Sportarten können Gipfelkönner nur dann hervorgebracht werden, wenn ein breiter Unterbau für Ausbildung und Auslese der Könner sorgt. Mag man auch den absoluten Wert der Gipfelleistungen bestreiten, so ist doch durch nichts zu widerlegen, daß in unserer Zeit schärfsten

Wettbewerbes die sachgemäße Sportpflege auf breiter Basis das Hochkommen der Einzelleistungen erst möglich macht.

Schlesien stellte in diesen Sommermonaten eine ganze Anzahl deutscher Meister. Nach dem Erfolge der Vorwärtsfrauen in der deutschen Handballmeisterschaft zeigte sich wieder der hohe Stand der turnerischen Durchbildung bei den Deutschen Kampfspiele. Der Oberschlesier Mach (Hindenburg) gewann einen der schwierigsten Wettkämpfe, den Zwölf-

**Das neue Altersheim
der evangelisch-lutherischen
Diakonissenanstalt Bethanien
Architekt Herbert Eras**



Phot. Klette

kampf, in dem die gleiche Beherrschung der Gerät- und Freiübungen und der leichtathletischen Prüfungen zu beweisen war, eine ausgezeichnete, vielseitige Leistung. Und der Breslauer Turner Bulst gewann den Fünfkampf vor dem Beuthener Kùppa, und konnte diesen Erfolg mit einem zweiten Meisterschafts-siege bei den Volksturnmeisterschaften in Leipzig wiederholen. Bei den gleichen Meisterschaften gewann die Akademische Turnverbindung Breslau die 3 × 1000 m-Staffel. Diese Erfolge zeigen die oft bewiesene hohe Leistungsfähigkeit der schlesischen Turner. Hoffentlich gelingt es, die Männer-Handballmannschaft des T. V. Vorwärts wieder aufzufrischen, denn gerade dieser Sport hat große Propagandawirkung und ermöglicht Wettkämpfe mit anderen Verbänden.

Merkwürdig ist, wie manche Sportarten sich in bestimmten Gegenden entwickeln und spezialisieren. Die Oberschlesier sind unbestrittene Meister im Schlagballspiel. Bei den Kampfspielen war A. T. V. Mikultschütz Sieger, drei weitere oberschlesische Vereine endeten auf den Ehrenplätzen.

Die Breslauer Leichtathleten konnten endlich wieder einmal einen Meister stellen. Krause, seines Zeichens Theologiestudent, ein hervorragender Mittelstreckler, gewann die 1500-m-Meisterschaft bei den Kampfspielen und bei den Deutschen Meisterschaften, eine schöne Belohnung für lange, entsagungsvolle Arbeit. Frau Radke, die Olympiasiegerin von 1928, endete dieses Jahr stets auf dem zweiten Platz über die 800 m, zwei Sekunden fehlten ihr zu Meisterehren. Aber am 24. August schlug sie in Brieg den Weltrekord über 1000 m — sie ist also immer noch Weltklasse.

Bei den Kampfspielen siegte der Breslauer Bräuer im Tennis. Er ist der einzige Schlesier, der den An-

schluß an die erste deutsche Klasse gefunden hat. Aber der Weg zu internationalen Erfolgen ist noch weit. Bei den Schwimmbewerben siegte der Borussosilese Deutsch im 200-m-Rückenschwimmen, sein Vereinskamerad Schubert, Rekordmann über 100 m holte sich später die deutsche Meisterschaft im 200-m-Kraulschwimmen. Im Schwimmsport sind die Breslauer seit den Zeiten der Bathe und Binner immer dabei. Neuerdings auch in der neuen Sportart, dem Falltbootfahren, das sich als billiger Sport ansieht, den kostspieligen Rudersport zu verdrängen. Der Breslauer Köntopp gewann die Kampfspielmeisterschaft im Einer-Faltboot.

Ein Breslauer Berufssportler, Tobeck, gewann die deutsche Halbschwergewichts-Meisterschaft im Boxen. Breslau hat einige rührige Amateurboxvereine, die Boxer von Klasse herausbringen. Aber es gelingt nicht, für große Berufsboxkämpfe genügend Publikum heranzuziehen, und so wird Tobecks Erfolg vorläufig ohne Folgen für unseren Boxsport bleiben.

Die beste schlesische Fußballmannschaft, Beuthen 09, begann die neue Saison im August mit einer Reise, auf der sie den H. S. V.-Hamburg und Wacker-Halle schlagen konnte, Erfolge, die gegenwärtig kein Breslauer Verein zu erzielen vermöchte. Erwähnen wir noch, daß der Breslauer Rennfahrer Siegel an der Tour de France, einem gigantischen Wettbewerb, der einen Monat dauert, als Mitglied der deutschen Auswahlmannschaft teilnahm, ohne sich indeß besonders hervorzutun, dann haben wir die Gipfelleistungen der Sommermonate erschöpft. Das Ergebnis ist, gemessen an der großen Zahl der Meisterschaften in den vielen Sportarten, nicht allzu günstig. Wir haben auf manchen Gebieten gute Einzelkötter, die uns mitunter eine

Meisterschaft sichern, aber in keinem Sport — abgesehen von dem unwichtigen Schlagballspiel — sind wir wirklich führend.

Als Gipfelleistung soll noch eine merkwürdige Sportart registriert werden, die vor einem Jahre von Übersee zu uns kam und in diesem Sommer stets einen Massenbesuch nach Grüneiche bringt, 12 000 Zuschauer und mehr trotz der ungünstigen Verhältnisse. Dirt Track heißt dieser sonderbare Sport, bei

dem es gilt, auf Motorrädern, Spezialmaschinen, auf der Aschenbahn mit Höchstfahrt durch die Längsseiten zu gehen und die nicht überhöhten Kurven mit allen Mitteln einer raffinierten Bremstechnik ohne Sturz zu nehmen. Plötzlich haben die Breslauer Feuer gefangen; eine Massensuggestion: man muß dabei sein, muß diese Sensation miterleben. Das ganze liegt auf der Grenze zwischen Sport und Akrobatik.

F. Wenzel.

B ü c h e r

Georg Fink: Mich hungert. Roman. Verlag Bruno Cassirer, Berlin, 1929.

Bernard Shaw läßt einmal einen Kritiker sagen: „Wie kann ich etwas kritisieren, wenn ich nicht weiß, von wem es ist. Ist es von einem guten Schriftsteller, dann ist es gut, ist es von einem schlechten Schriftsteller, dann ist es schlecht.“ Nun, „Mich hungert“ ist von Georg Fink und Georg Fink ist ein ganz neuer Schriftsteller. Es ist zwar gar nicht so schwer festzustellen, daß „Mich hungert“ ein gutes Buch ist, aber dann weiß man auch nicht mehr weiter. Es ist ein so neuer Ton in dem Buch, daß man es mit nichts vergleichen kann. Ist es eine Autobiographie, so ist es eine ganz ausgezeichnete, ist es ein Roman, so ist es noch erstaunlicher. Es schildert das Leben eines Kindes im ärmsten Proletarierviertel von Berlin. Also ein Thema, das oft genug behandelt worden ist. Aber noch nie in dieser Weise. Noch nie so schonungslos und zugleich so milde. Schonungslos, denn es kümmert sich nicht im geringsten um irgendwelche moralische Beurteilung, von welcher Seite sie auch komme. Milde, denn es ist ganz ohne Haß, so daß es stellenweise fast sentimental wirkt. Fink durchschaut die Menschen mit einer seltenen Hellsichtigkeit, ohne an ihnen herumzudeuteln: Den schönen Vater, der im Grunde nichts ist, als ein brutales Tier, die Mutter — die eigentliche Heldin des Buches — die von seiner Schönheit bezwungen aus dem wohlbehüteten Bürgerdasein in der schlesischen Kleinstadt um seinetwillen ins Elend geht, den Bruder, der zum Dieb, die holde Schwester, die zur Dirne wird, die reichen Leute, die in des Knaben Leben eingreifen. Alle diese meine Worte enthalten Wertungen. Fink dagegen erzählt alles ohne Wertung und doch mit Wärme, ja fast mit einem Übermaß von Gefühl. Das ist vielleicht das Neue daran, daß jemand mit unendlicher Liebe über Menschen und Schicksale berichtet, ohne ein einziges Urteil zu fällen. Es wirkt gar nicht farblos oder schwächlich, auch nicht wie ein sachlicher Bericht. Es wirkt warm und erregend — und eben unerhört neu.

A V

Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens, Kreis Habelschwerdt. Namens der Historischen Kommission für Schlesien, in Verbindung mit Erich Graber, bearbeitet von Udo Lincke. —

Codex Diplomaticus Silesiae Band XXXII, Breslau, Trewendt u. Granier 1929.

Im Märzheft 1929 wurde das Heft des Codex Diplomaticus Silesiae angezeigt, das sich mit den Inventarien der nichtstaatlichen Archive des Kreises Neustadt befaßt. Auch diesmal muß wieder hervorgehoben werden, welche außerordentliche Bedeutung eine so mühsame, in ihrem ganzen Umfange vom Laien nur schwer zu wertende Arbeit darstellt. Wenn der Herausgeber einen derartigen Kreis von Ort zu Ort reisend besucht, so rettet er wertvolle Archivbestände dadurch, daß er sie aufzeichnet und für ihre bessere Aufbewahrung Sorge trägt, vor dem Untergang und stellt sie durch ihre Verzeichnung für wissenschaftliche und heimatkundliche Forschung bereit.

In dem vorliegenden Bande werden von größeren Orten Habelschwerdt, Landeck und Mittelwalde bearbeitet, von Herrschaften Grafenort, Mittelwalde und Schnallenstein. Bei der Registrierung der Bestände der Herrschaft Mittelwalde konnten 500 Aktenstücke auf dem Boden entdeckt werden, die dort von Mauerschutt und Staub bedeckt sonst sicherem Untergang entgegengegangen wären.

Wenn wir an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf dieses große Werk der Aufnahme aller schlesischen Archivalien lenken, so deshalb, damit der historischen Kommission, die sich dieser Aufgabe unterzieht, die Mittel so reichlich zufließen möchten, daß sie in der Lage wäre, ihr Werk schneller zum Abschluß zu bringen. Jeder Tag kann Archivbestände, die von Laien oftmals nicht pfleglich behandelt werden, untergehen lassen, wenn sie nicht rechtzeitig gesichtet werden. Es wäre ein großer Verdienst, wenn noch unsere Generation es erlebte, daß sämtliche schlesischen Kreise in so musterhafter Weise verzeichnet würden, wie dies auch in dem vorliegenden Bande geschah.

Willy Cohn.

Büchereingang: Köhlers Deutscher Kalender 1930. Köhlers Flottenkalender 1930. Köhlers Kolonialkalender 1930.

Ernst Löns: Hermann Löns Mannesjahre. Erzählt von seinem Bruder. Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W. 1929.

JUGEND UND HEIMAT

Die Nonne als Retterin

Wilhelm Haering — der wahre Name von Willibald Alexis, dem Verfasser berühmter historischer Romane — wurde 1798 in Breslau geboren. Von diesen ersten Lebensjahren des Dichters wissen wir nur das, was er uns darüber in seinen Erinnerungen hinterlassen hat. Den nachhaltigsten Eindruck machte dem Knaben 1806 die Belagerung seiner Vaterstadt und die Zuflucht, die ihm und den Seinen das dortige Nonnenkloster zur heiligen Katharina gewährte. Er sagt sogar, daß ihm eine gewisse Vorliebe für Nachtstücke, die man ihm öfters vorwarf, von den Eindrücken einer einzigen furchtbaren Nacht stammte, die er in dieser Zeit erlebte. Wir geben hier eine der schönsten Stellen aus diesen Erinnerungen wieder:

„Breslau traf weder ein so hartes Los, als fünfzig Jahre früher Küstrin unter den Bomben der Russen, noch einige zwanzig Jahre später die Citadelle von Antwerpen; für die Belagerungsgeschichte jenes unglücklichen Krieges litt es indessen unverhältnißmäßig. Der Stadt, nicht den Wällen, galt der Kugelregen des Feindes, und während wenige Soldaten blieben, kamen desto mehr Bürger zu Schaden. Ernsthafte Brände bei Tag und Nacht; das Feuerkalb wetteiferte mit dem Krachen des Geschützes. Einzelne Bomben zerschmetterten ganze Häuser und unzählige Giebel, die hoch und abenteuerlich ausgeschmückt nach der Straße ragten, stürzten dahin ein. Die Sieger, befremdet über einen Widerstand, der den Sturmesflug, welcher die andern Festungen zwang, um mehrere Wochen hemmte, schienen mehr durch Schreck als Gewalt dies Bollwerk nehmen zu wollen. Doch wollte man wissen, daß das weiche Gemüt des nachmaligen Königs von Westphalen oft ein Erbarmen empfand, welches sein kaiserlicher Bruder, wenn er darum gewußt, sehr gemißbilligt hätte. Er ließ, wenn die Bomben gezündet, im Schießen innehalten, damit die Bürger löschen könnten. Je nachdem diese Schonung statt fand oder nicht, wollte man abmessen, ob Jerome im Lager war. Der Feind unterließ nicht, zu jenem Einschüchterungszwecke häufige Parlamenta in die Stadt zu schicken. Es waren die glücklichen Stunden — oft kaum eine bis zwei — wo die Versteckten aus ihren Kellern vorkrochen nach Luft, und die Betriebbarkeit in Windeseile sich regte. Da holte man Nachrichten ein und Lebensmittel, da flog man in das Versteck der Freunde, zu sehen, wer noch lebe, sich die Hand zu schütteln und wieder fort zu fliegen. Wehenden, oder vielmehr ihren Angehörigen, die von den

ersten Kugeln außerhalb ihrer Höhlen überrascht wurden. Wir benutzten diese günstigen Momente, unsere schwindenden Vorräthe zu ergänzen. So saßen wir eines Mittags in unserer Zelle um die frugale Suppe — da sauste, krachte, schmetterte es gerade über unsern Köpfen, und im nächsten Moment war jeder unwillkürlich an der aufgerissenen Thüre. Es hatte einer wie der andere einen Druck gefühlt, als senke sich das Gewölbe, und wir mit ihm in den Boden. War es noch nicht geschehen, so mußte im Augenblicke darauf die Decke bersten, und die Bombe in die Terrine fallen. Aber das Gewölbe widerstand, die Bombe brach nicht durch; wir hörten, zum Bewußtsein gekommen, sie über unsern Scheitel aufschlagend tanzen und erwarteten den Moment, wo sie zerspringend Feuer und Verderben um sich verbreite. Nicht wir allein, das halbe Kloster war auf den Beinen und auf dem Gange, totenblasse Gesichter, gerungene Arme. Hundert Stimmen, die sich überschrien, daß man hinauf solle auf's Dach, und sie löschen, ehe sie springe und zünde! Hundert, die Rat wußten und keine Tat hatten. Alles dies war das Werk eines Augenblickes; in dem nächsten schwebte eine Gestalt die Bodentreppe herab. „Schwester Osanna!“ rief es erstaunt aus einem Munde, und die junge Nonne kam, in beiden Händen die umschlungene Bombe haltend, still lächelnd auf uns zu. Während der allgemeinen Bestürzung war sie auf das Dach geeilt und hatte mit einem nassen Tuche die noch hüpfende Bombe überworfen und den glimmenden Zünder gelöscht, ehe es zu spät war. Schwester Osanna war die Retterin des Klosters.

Seltsame Verwandtschaft

Ein bejahrter Witwer heiratete ein sehr junges Mädchen und bald nach der Hochzeit trug der Sohn dieses Mannes, der von seinem Vater unabhängig war, der Mutter, seiner Stiefmutter, seine Hand an. Sonach wurden: Der Vater der Schwiegersonn seines eigenen Sohnes, seine Gattin nicht allein die Stieftochter ihres eigenen Sohnes, sondern auch die Schwiegermutter ihrer leiblichen Mutter, diese war die Stieftochter ihrer Tochter, sowie ihr Mann der Stiefvater seiner Stiefmutter und der Schwiegervater seines leiblichen Vaters war.

Aus dem Breslauischen Erzähler 1812.

Biedermeier-Rätsel

Nach Verdienst geachtet auf dem Meere,
Drück ich manches Land mit Zentnerschwere.

Ich bin dasselbe schnelle Wesen,
Du magst mich vor wie rückwärts lesen.

Steuer.

Kenner

Schlesisches Simmereich

Ein zerstreuter Professor

Einmal hatte die alte Hauskatze Geheimrat Ponfiks, die er sehr liebte, und die zu seinem Studierzimmer durch ein eigens dazu hergestelltes Loch in der Zimmerwand Zutritt hatte, Junge bekommen. Sofort gab Ponfik in seiner Zerstretheit dem Diener die Anweisung, nun auch mehrere kleine Löcher in die Wand zu machen, damit auch die Kätzchen nach ihrem Belieben heraus- und herein kriechen könnten.

Das Mietsauto

Man schreibt uns: Ein kleiner kranker Junge hörte, wie seine Mutter den Arzt durch's Telefon bat, mit dem Auto zu ihnen heraus zu kommen. „Hat der Onkel Doktor ein eigenes Auto?“ fragte er. „Nein, er nimmt ein Mietsauto,“ antwortete die Mutter. Als der Arzt gekommen war, rief der Junge ihm gleich entgegen: „Onkel Doktor, wie sieht denn so ein Miezauto aus? Und wieviel Miezekätzchen sitzen denn da drin?“

Mikulicz-Anekdoten

Als Mikulicz auf einer längeren Consultationsreise in Rußland auf einer Station ausstieg und, wie es seine Gewohnheit war, hin- und herlief, um sich Bewegung zu machen, standen ein paar Russen zusammen und unterhielten sich über ihn. „Ich glaube, der ist verrückt, daß er so herumrennt“, sagte der eine. „Verrückt glaube ich nicht“, erwiderte der andere, „Er wird aber nichts Gescheites zu tun haben! Wenn er ordentlich zu arbeiten hätte, wie wir, würde er nicht so herumrennen!“

Einmal unterhielten sich zwei Studenten auf der Pferdebahn über Mikulicz. „Ihr müßt doch hier bei Mikulicz sehr viel lernen?“ fragte der eine. Darauf der andere, etwas gedehnt: „O ja — aber er operiert so schnell, daß er immer schon fertig ist, ehe man richtig hinschauen kann“.

Einmal waren in Breslau Gerüchte über ungeheure Geldsummen im Umlauf, die Mikulicz einem Breslauer Kürassieroffizier für eine schwere Operation abgefordert haben sollte. Der Offizier sollte deswegen sogar einen Prozeß gegen ihn angestrengt haben. Davon war natürlich kein Wort wahr. Damit nun aber auch die Leute sahen, wie wenig an diesem Gerüchte war, fuhr Mikulicz schnell entschlossen mit seinem Patienten im offenen Wagen durch die ganze Stadt, wobei sie sich auf's freundschaftlichste unterhielten. Seitdem glaubte kein Mensch mehr an die Geschichte.

Mikulicz verstand es ausgezeichnet, mit seinen Patienten umzugehen. Darüber kursierten viele scherzhafte Geschichten. So sagte er z. B. zu einem alten Manne, dessen Frau operiert werden sollte, der aber das geforderte Honorar nicht zahlen wollte und ihn daher fragte, ob er seine Frau nicht für die Hälfte des Satzes operieren könne: „O ja, das könnte ich schon, aber da müßte ich die stumpfen Messer nehmen!“ Ein anderes Mal soll er in einem ähnlichen Falle gesagt haben: „O ja, aber dann zittert meine Hand beim Operieren!“

Zweckloses Dasein

Dieses Gedicht entnehmen wir dem Büchlein „Mensch sei jung“, heitere und satirische Gedichte von Oswald Reißert, das soeben bei Wilh. Gottl. Korn in Breslau erschienen ist.

Eins macht mir schon seit langem Qual:

Ich bin so pöbelhaft normal.
Es fällt in meinem Lebenslauf
Kein dunkler Punkt bedenklich auf,
Ich stand noch niemals vor Gericht,
Und Schulden vollends hab' ich nicht.
Was Dummes ich gemacht, das reichte
Nicht aus zu einer Lebensbeichte.
Noch keinem hab' ich je erzählt,
Ich hätte den Beruf verfehlt.
Ich fand, wie ich beschämt gestehe,
Ein volles Glück in meiner Ehe,
Tat niemals einen Seitensprung
Und fühle mich noch leidlich jung.
Ich bin kein Opfer des Milieus.
Ich glaub, ich bin nicht mal nervös,
Nicht dekadent, nicht problematisch,
Nicht neuro- und nicht psychopathisch.
Auf meiner Psyche ist kein Klecks,
Kein Minderwertigkeitskomplex.
Ich bin kein Melancholiker,
Ich bin kein Alkoholiker.
Absinth ich nie im Leben soff;
Bei mir tut's dreiprozent'ger Stoff.
Kein Doktor braucht mir Kokain,
Haschisch und Morphinum zu entziehn,
Und ging ich in ein Narrenhaus,
Der Chefarzt würfe mich hinaus.
Nun sagt mir, wenn es euch gefällt:
Was soll ich noch auf dieser Welt?

Mensch, Christ und Großstadt

Spenglers Buch vom Untergang des Abendlandes hat als allerletztes die Frage aufgeworfen, woher uns die Kräfte für eine europäische Wiedergeburt fließen sollen. Der Plan von Paneuropa löst diese Frage nicht. Wir können in einer noch so glänzenden Organisation des Vorhandenen das Heil nicht sehen. Zudem werden von den Paneuropäern so stark wirtschaftliche Gesichtspunkte in den Vordergrund geschoben, daß wir den Verdacht nicht los werden, hier soll unter einer gewiss geistreichen Schlagzeile Wirtschaftspolitik gemacht werden. Mit einem Worte: Die Paneuropa-Sache scheint uns aus zu dürftigen Quellen gespeist.

Wenn wir uns zu jener grossen abendländischen Wiedergeburt zurückwenden, die den Namen der Renaissance führt, so waren es damals weder politische noch wirtschaftliche Grundmotive, die als Geburtshelfer die neue Zeit umstanden, vielmehr solche geistiger und insbesondere religiöser Art. Ein neues Menschentum und ein neues Christentum wurden entdeckt, das heisst nicht neu entdeckt, sondern eben wiedergeboren.

Unsere Zeitwende muss ähnlich sein, wenn sie nicht ein Zeitende werden will. Menschentum und Christentum müssen die Wurzeln unserer neuen Kraft sein.

Ein schlesischer Dichter der jüngsten Zeit, Cosmus Flam, hat in seinem eben erschienenen Buch, „Athanasius kommt in die Großstadt oder Die Tiergrube“ (Bergstadtverlag, Breslau, 367 Seiten, Leinen RM 6.—) dieses abendländische Urproblem dargestellt. In gewaltigen Bildern reisst er den Firnis von unserer Zivilisation und zeigt die innerste Fäulnis auf, die seelische Not der zur Großstadt, zur Tiergrube verurteilten Menschen. Aber er tut es nicht aus Lust an der Verwesung, auch nicht in dem tragischen Heroismus eines Spengler, sondern mit heisser Liebe zum Nächsten.

Er entlarvt die grossen Worte vom Fortschritte, von der Menschheit und der Glückseligkeit des Massenstaates als das, was sie wirklich sind, nichtige Phrasen, über die man die Güter der Seele vernachlässigt hat. Er zeigt, dass zwar Wasserleitungen in der grossen Stadt sind, aber keine lebendigen nährenden, urgewaltigen Brunnen.

Die Großstadt wird ihm zur Tiergrube, in der die Bedingungen für ein volles Menschentum und damit auch für ein echtes Christentum fehlen. So kann die Tiergrube von dem Machtwillen eines einzelnen zwar noch etwas erhalten werden, am Ende aber muss sie doch untergehen. Athanasius aber, der Held der Dichtung, der Rufer in der Wüste, weist der Jugend den Weg ins Freie.

Dieses Werk zeigt die eigentümliche Doppelbedeutsamkeit jeder grossen Dichtung. Es wirkt wie ein altes gotisches Kirchenfenster. Der naive Leser sieht die buntemalten Scheiben, die farbige Fülle der Gestalten und Ereignisse und wird von dem Wechsel der Dinge hingenommen. Der bedächtige Leser schaut hinter den Dingen den Sinn, so wie man hinter den Farben des Fensters die Sonne sieht. Dieser letzte Sinn ist in meisterhaften Gesprächen und Reden, Predigten und Gedichten ausgesprochen, am bedeutsamsten aber verkörpert in der unvergesslichen Gestalt des Athanasius, des Unsterblichen, der nach der Großstadt kam, um zu sehen, wie seine Brüder, die Menschen, in der grossen Stadt leben. Dieses Buch ist mystisch und realistisch zu gleicher Zeit. Es ist im Goetheschen Sinne symbolisch und gleichnishaft.

Man erschrickt vor der Fülle der Gesichter. Man beneidet den Dichter nicht um den inneren Reichtum, an dem er schwer trägt, aber man beneidet ihn um die Gnade zu sagen, was er sieht. Flams Sprache ist schwer und wuchig, wie aus Quadern und Stahl. Aber eine bezwungene Leidenschaft spricht aus der lebendigen Form, die verrät, welche Leiden der Dichter hinter sich hat.

Ein deutsches Werk und mehr noch ein im höchsten Sinne christliches Buch. Es wird bedeutsam sein zu sehen, wie unsere Zeit dieses Werk und diesen Dichter ertragen wird. Dieser Athanasius kommt zur rechten Zeit in die Großstadt. Sein Schicksal wird irgendwie unser aller Schicksal sein.

Jeder, den Deutschlands geistige Sendung und die Weltgeltung des Christentums Verpflichtungen bedeuten, wird für das Schicksal dieses Buches mit verantwortlich sein. Habent sua fata libelli, aber auch unsere Zeitgenossen werden ihr Schicksal haben so oder so.

Luft Ogenen- und Tisoufjint- Woffallünnon

zu niedrigen Einheitspreisen

in den 4 Theatergemeinden der

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Oberpräsidium Albrechtstr. 32.

Anmeldung: Werkgl. 10—14 und 17—19 Uhr.

Mittwoch und Sonnabend 10—19 Uhr.



An alle Schreibenden

— und wer braucht in jetziger Zeit sich nicht dazu zu rechnen — richtet sich eine Kundgebung des Original-TINTENKULI, die diesem Blatt beiliegt. Der Original-TINTENKULI bedeutet für jeden, der mit Feder oder Bleistift zu schreiben hat, eine Erleichterung. Er ist ein Mittelglied zwischen Füllhalter und Bleistift, d. h. er schreibt wie letzterer, aber mit flüssiger Tinte. Er ist nach unserer Meinung ein wirkliches praktisches Schreibgerät für jeden, der Schreibarbeit daheim oder unterwegs zu verrichten hat. Die beiliegende originelle und lebenswürdige TINTENKULI-Drucksache der Firma TIKU Handels-G. m. b. H. Hamburg-Altona, Donnerstr. 5, sei deshalb allen Lesern besonders zur Beachtung empfohlen.

Der Wanderer im Riesengebirge

*Unentbehrlich für den Touristen
und Wintersportler, wie für den
Freund der Heimat u. des Gebirges*

*Jeden Monat ein reich bebildertes Heft
Bezugspreis: Vierteljährlich 75 Pfg.
Probenummern kostenfrei durch*

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschr.-Abt., Breslau 1



Die Freude der Breslauer

und das Interesse an ihrem Sagenbuch ist so rege geblieben, daß wieder eine neue Auflage gedruckt werden mußte.

Die Breslauer Sagen

gesammelt u. herausgegeben v. Prof. Dr. Richard Kühnau, mit 30 Stahlstichen von Alt-Breslau, schön gebunden 5.— RM.

Die schlesischen Sagen

geschichtlicher Art, von Professor Dr. Richard Kühnau, schön gebunden 14.— RM.

Besitzen auch Sie diese Bücher?

Sie sind in jeder Buchhandlung vorrätig

Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau